



JAN STRUTHER

MRS. MINIVER
ERLEBT DIE VORKRIEGSZEIT

JAN STRUTHER

MRS. MINIVER

ERLEBT DIE VORKRIEGSZEIT



ALFRED SCHERZ VERLAG

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Englischen
von Anna Katharina Rehmann
Titel des Originals: Mrs. Miniver
Erste Auflage

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1943 by Alfred Scherz Verlag Bern
Printed in Switzerland
Effingerhof AG. Brugg

Mrs. Miniver kommt heim

„Es ist herrlich“, dachte Mrs. Miniver; sie lächelte die Blumenfrau zum Abschied an und trug ihren großen Chrysanthemenstrauß freudig und beinahe feierlich die Straße entlang, als trüge sie ein Füllhorn; „es ist herrlich, sich wieder in sein altes Dasein einzuordnen, den Sommer fein säuberlich wegzupacken, die Fäden des Alltags dort wieder aufzunehmen, wo sie vor den Ferien unterbrochen worden sind...“ Sicherlich, Mrs. Miniver genoß die Ferien. Waren sie jedoch vorüber, so fühlte sie sich immer etwas erleichtert. Wahrscheinlich war gerade das ein Zeichen dafür, wie besonders glücklich sie lebte. Ihr Alltag gefiel ihr so sehr, daß sie beinahe Angst hatte, seinen Rahmen zu verlassen; sie fürchtete, vielleicht nicht mehr zurückzufinden. Der Zauber könnte gebrochen werden, die Atmosphäre rettungslos verlorengehen.

Für diesmal jedenfalls war sie gerettet. Dort stand ihr Haus. So sauber und freundlich wie je blickte es ihr entgegen, als sie um die Ecke bog und den Platz betrat. Ein Fremder hätte die schmale, getünchte Fassade ebensowenig von ihrer Umgebung unterscheiden können, wie man ein einzelnes Schaf aus der Herde herauszufinden vermag. Für die Heimkehrende aber war ihr Haus völlig eigenartig und individuell: eine Schattierung heller als sein Nachbar zur Rechten, eine Schattierung dunkler als der zur Linken, – die fehlende Gipsrosette am Türsims, das Balkongeländer im ersten Stock kaum merklich verbogen. Und da war der Platz selbst mit seinen Bäumen, die noch fast so dicht belaubt waren, wie im August, vor der Abreise. Doch im August hingen die Blätter in gleichmäßigem, mattem Grün schwer von den Zweigen, während sie jetzt, gekräuselt und bunt geflammt durch die ersten paar Frostnächte, in neuer, vielfältiger Schönheit leuchteten. Als Mrs. Miniver beschwingten Schrittes den Platz überquerte, verstand sie auf einmal, warum sie mit vierzig Jahren ihr Leben so viel intensiver ge-

noß, als sie es mit dreißig genossen hatte: es war der Unterschied zwischen August und Oktober, zwischen der Schwere des Hochsommers und dem Leuchten des Frühherbstes, – zwischen dem Ende eines alten Zeitabschnittes und dem Beginn eines neuen.

Sie stand an der Schwelle. Leicht und angenehm drehte sich der Schlüssel im Schloß. Diese kleinen Details sind es, die man von einem Haus im Gedächtnis behält: nicht die Größe der Zimmer oder die Farbe der Tapeten, – sondern wie sich die Türklinke anfühlt, der Lichtschalter, das Treppengeländer unter der gleitenden Hand. All diese winzigen, persönlichen Eindrücke geben zusammen das Gefühl des Heimkommens.

Oben im Wohnzimmer brannte ein kleines, helles Holzfeuer, obwohl die Sonne, die durch das offene Fenster hereinflutete, noch echte Wärme gab. Dies war wunderbar: zwischen Sommer und Winter genoß man von beiden das Beste. Mrs. Miniver löste das Papier von den Blumen und ordnete sie in einer geschliffenen Glasvase, die sie zwischen sich und dem Licht aufstellte, sodaß die Sonne hindurchschien. Es

waren jene großen Chrysanthemen, weinrot, mit krausen Blättern, deren Schönheit edel ist und formvollendet; ihr Duft, – so dachte die Frau, während sie ihre Nase in eine der runden Blüten versenkte, – entsprach ganz und gar ihrer eigenen Stimmung: eine Quintessenz all dessen, was sie heiter fand, berauschend und herb, – so wie das Wetter, wie ihre Lebensumstände, ihr Alter und die Jahreszeit. O ja, den Oktober hatte sie am liebsten. In alter Zeit, so war ihr in der Schule beigebracht worden, hatte er als der achte Monat gegolten; heute war er offiziell der zehnte; ihr aber bedeutete er immer der erste, das richtige Neujahr. Diese künstliche Angelegenheit im Januar war nichts als ein Name.

Schließlich wandte sie sich vom Fenster ab. Auf ihrem Schreibtisch lagen die Briefe, die an diesem Morgen gekommen waren. Eine Aufforderung zu einer Modeschau; eine Jagdeinladung für Clem; zwei Dinnerparties; drei Cocktailparties; und ein Brief von Vin aus der Schule, – ob sie ihm, bitte, seinen Schirm nachsenden würde, seinen Photoapparat und seine Füllfe-

der, die ziemlich kleckste? (Aber nicht einmal das konnte ihr heute die Laune verderben.)

Sie schob das Feuer ein bißchen zurecht, hauptsächlich um des Vergnügens willen, mit dem gerillten Schüreisen hantieren zu können. Dann ließ sie sich neben dem Kamin nieder. Der Tisch war schon für den Tee gedeckt; da standen Sandwiches, Honig, Pfeffernüsse, Konfekt, und es würde, wie sie wußte, auch noch heiße Pastetchen geben. Auf einem Tabourett lagen drei neue Leihbibliothekbücher, jungfräulich unberührt in ihren bunten Papiereinbänden. Die Uhr auf dem Kaminsims schlug leise und klar fünf mal. Vom Flusse her kam das Tuten eines Schleppers. Ein plötzlicher Windhauch wehte den scharfen Duft eines Laubfeuers ins Zimmer. Das Konzert der Geräusche war jetzt beinahe vollständig, nur etwas fehlte noch. Und da ertönte auch schon vom andern Ende des Platzes die Mittwoch-Drehorgel; mit hundert falschen Trillern und Arpeggien spielte sie den „Blauen Donau“-Walzer.

Mrs. Miniver seufzte zufrieden auf und läutete nach dem Tee.

Der neue Wagen

Eines Morgens erwachte Mrs. Miniver mit einem Druck auf der Seele, in dem Bewußtsein, daß dieser Tag etwas bringen werde, wovor ihr bang war. Es war kein niederschmetternder Druck, etwa so, als stehe eine Operation bevor oder als verreise die beste Freundin für immer nach Tasmanien; es war aber auch nicht etwas so Leichtes, wie eine Komitee-Sitzung oder der Teebesuch eines tauben Onkels. Es war eine Art Mittelgewichts-Druck.

Zuerst verwirrte sie dieser Zustand. Soviel sie wußte, hatte sie heute keinerlei Verabredungen, weder angenehme, noch unangenehme; das war schon an und für sich etwas Schönes. „*Ein Tag völliger Muße ist ein Tag Unsterblichkeit*“: diesem chinesischen Sprichwort zufolge hätte sie sich eigentlich göttlich fühlen müssen. Aber der kleine, lästige Druck fuhr fort, sie zu beunruhigen und zu quälen.

Clem steckte den Kopf ins Zimmer, seine Haare waren feucht und zerzaust vom Bad. Nicht zum ersten Mal empfand Mrs. Miniver eine stille Dankbarkeit dafür, einen Mann geheiratet zu haben, dessen Gesicht heute, nach sechzehn Jahren noch schmal und straff war, mit einem heiter-spöttischen Zug darin, anstatt gedunsen und blasiert zu wirken. Bei jungen Menschen mit dünnen, feingezeichneten Wangen läßt sich nur schwer voraussagen, wie sie sich entwickeln werden. Viele jener schönen, großen Jünglinge sehen dann mit fünfundvierzig Jahren aus, wie in den Ruhestand versetzte Pfarrherren. Mrs. Miniver aber hatte Glück gehabt, – oder Instinkt: Clem hatte sich durchaus nicht zu seinem Nachteil verändert. Das Geheimnis bestand vielleicht darin, daß er in jungen Jahren nicht allzu großen Erfolg gehabt hatte.

In diesem Augenblick war Clems Gesichtsausdruck allerdings keineswegs spöttisch.

„Er sollte um neun hier sein!“ rief er aufgeregt und verschwand.

Mrs. Miniver erinnerte sich mit einem Schlag

an alles, war bekümmert, wußte, daß dieser Kummer unvernünftig sei und versuchte, ihn sich auszureden. Ein neuer Wagen bedeutete etwas, worüber man sich zu freuen hatte; es war höchste Zeit, daß sie ihn bekamen. Der alte „Leadbetter“ war nachgerade in einem Zustand, aus welchem ihm nur mehr eine gründliche, kostspielige Überholung helfen konnte. Er entwickelte geheimnisvolle Dämpfe, komplizierte Geräusche, unstillbaren Durst. Das alles war bei dem vielen Umherfahren sehr unangenehm für Clem. Und als er vorige Woche von der Autoausstellung kam und glücklich plaudernd alle Kataloge durchstöberte, wurde es seiner Frau klar, daß der gute, alte „Leadbetter“ nun endgültig ausgespielt hatte. Mrs. Minivers bisherige Behauptung, daß man einen neuen Wagen nicht absolut nötig hätte, war völlig unhaltbar geworden. Es ging diesmal auch nicht mehr an, ihre alte Mahnung zur Sparsamkeit vorzubringen. Sie konnten sich diese Ausgabe ohne weiteres leisten. Clems Entwürfe für die neuen Gemeindebauten waren angenommen worden; und dazu kam noch das Landhaus für

die Vanderhoops, – eine besondere Chance. Auch hatte sich diese Szene schon allzu oft und mit den verschiedensten Variationen abgespielt. Beide wußten, daß Mrs. Minivers dauernder Widerstand gegen einen neuen Wagen nicht durch Sparsamkeit sondern durch Sentimentalität hervorgerufen wurde. Sie konnte es einfach nicht ertragen, daß der alte Wagen weggebracht werden sollte.

Mrs. Miniver hatte eine närrische Schwäche für leblose Gegenstände. Einmal, auf einer Auktion, bot sie tolle Summen für einen Posten Haushaltsgegenstände, der im Katalog mit „Zwölf Küchenstühle, dazu ein kleines Messerkörbchen“ aufgeführt war. Clem, der die bescheidene Größe ihrer Küche kannte, machte seiner Frau vom andern Ende des Saales her flehentliche Zeichen. Sie hörte zu bieten auf. Ein anderer erhielt den Posten zugeschlagen und mußte dem dankbaren, aber völlig verständnislosen Auktionator einen viel zu hohen Preis zahlen.

„Die vielen Nummern haben dich verwirrt, nicht wahr?“ fragte Clem nachher.

„Nein“, gestand sie schuldbewußt, „sei mir nicht böse, – es war wegen des Messerkörbchens. Ich dachte plötzlich, – wie jammervoll ist es doch, nicht einmal wichtig genug zu sein, um selbst einen Posten darstellen zu dürfen! Nur so als Draufgabe zu Küchenstühlen genannt zu werden! Clem, – ein armes, kleines Messerkörbchen“

Autos waren wieder eine Sache für sich. Sie rangierten ungefähr zwischen Möbelstücken und Hunden. Mrs. Miniver verlor sich dabei keineswegs in phantastische Vorstellungen. Sie bildete sich nicht ein, ihr Wagen habe eine Seele oder ein Bewußtsein. (Obwohl jedermann, der Gelegenheit hat, festzustellen, was für ein großer Unterschied zwischen zwei in Massenproduktion hergestellten Wagen sein kann, leicht auf den Gedanken verfallen dürfte, daß diese Maschinen zumindest ein embryonales Eigenleben besitzen.) Doch für Mrs. Miniver handelte es sich lediglich um eine Frage der *mise en scène*. Heutzutage spielt der Wagen eine so wesentliche Rolle in unserem Leben; ein so großer Teil unserer Gedanken und Gefühle, unserer

Gespräche und Entscheidungen wird von seiner Gegenwart, von seinem sichtbaren, fühlbaren und hörbaren Dasein begleitet, daß der Wagen mindestens den Rang eines unserer Zimmer einnimmt. Von ihm zu scheiden ist, trotz aller seiner Fehler, so schwer wie der Abschied von einer altvertrauten Umgebung.

Mrs. Miniver stand auf und ging ins Badzimmer. Trotz des Geplätschers, mit dem das Wasser in die Wanne strömte, hörte sie den alten „Leadbetter“ über den Platz kommen. Ein Angestellter der Garage brachte ihn jeden Morgen, kurz vor neun Uhr. Sie lauschte auf das Knacken der Schaltung, als er um die Ecke bog und Gas gab, dann auf das Kreischen der Bremse, das Abstellen des Motors, das Zuschlagen der Wagentüre, die Schritte des Mannes, der sich über den Platz entfernte. Wirklich lächerlich, sich das so zu Herzen zu nehmen, dachte sie und gönnte sich eine extra Handvoll Badesalz, als kleinen Trost in ihrem Kummer. Gleich darauf hörte man einen zweiten Wagen vorfahren, ein gleichmäßiges, kraftvolles Surren, das diskrete Öffnen und Schließen einer soliden, gut gearbei-

teten Wagentüre. Dann Clems Stimme draußen auf dem Platz und Judys hüpfende Schritte auf dem Pflaster. Es war unerträglich. Alte pensionierte Pferde konnte man doch im Stall oder auf der Weide ab und zu besuchen. Manchmal erlaubte man ihnen sogar noch, die Mähmaschine zu ziehen. Aber dieses Tauschgeschäft mit den Autos – –

Judy kam die Treppe heraufgerannt und hämmerte an die Türe. Ihre Stimme klang schrill vor Aufregung.

„Mami! Der neue Wagen ist da!“

„Herrlich!“ rief Mrs. Miniver.

„Und ich habe Papi geholfen, die Landkarten und all das Zeug aus dem alten Wagen rauszuräumen, bevor man ihn weggebracht hat!“

Mein Gott, wie unbarmherzig Kinder alles aussprechen!

„Lauf jetzt“, ließ sich Mrs. Miniver durch die Türe vernehmen, „ich bin gleich unten!“

Sie drehte beide Wasserhähne so weit wie möglich auf, rieb sich dicken Seifenschaum über die Ohren und begann zu singen, – laut und lärmend.

Guy Fawkes-Tag

Während der Wintermonate fuhren sie mit den Kindern nur selten auf den Landsitz nach Starlings hinaus. Besonders in den kurzen Tagen vor Weihnachten fanden sie einen Weekendausflug kaum lohnend. Aber am Guy Fawkes-Tag wurde eine Ausnahme gemacht. Es war doch nett und prophetisch von Guy Fawkes, daß er seine „Pulververschwörung“, durch welche er den guten König Jakob mit dem ganzen Parlament in die Luft sprengen wollte, ausgerechnet zu Beginn der Herbstferien angesetzt hatte. Dafür sind die Kinder dem fanatischen Katholiken jetzt noch dankbar, wenn sie jeweils am fünften November sein Gedächtnis feiern, indem sie zusehen, wie der Verschwörer in Gestalt einer Strohuppe verbrannt wird, während Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmer in die Luft fliegen.

Die Familie Miniver hatte eine Leidenschaft für Feuerwerke. Doch in einem kleinen Londoner Garten ein Feuerwerk abzubrennen, das bedeutet ein zweifelhaftes Vergnügen. Man wird dabei fortwährend durch allerlei Rücksichten gehindert, Rücksichten auf die Nachbarn, auf die Polizei und auf die Zerbrechlichkeit der Fensterscheiben und Schieferdächer. Darum holten sie am Samstagmorgen Vin von Eton ab und fuhren über Land nach Starlings. Mrs. Miniver stellte erleichtert fest, daß ihr großer Junge noch nicht zu erwachsen war, um sich und seine jüngeren Geschwister unterwegs mit verschiedenen Ratspielen zu amüsieren. Er war, wie sein Vater, eine zeitlose Persönlichkeit, unbeeinflusst von seinem eigenen Alter und von der Einstellung seiner Nebenmenschen. Judy war ganz anders. Zur Zeit war sie eine typische Neunjährige, ebenso wie sie mit sechs und mit drei Jahren sich genau ihrem Alter entsprechend benommen hatte. Für sie spielte das Alter der Menschen überhaupt eine sehr wichtige und interessante Rolle. Nie fühlte sie sich mit andern Kindern so richtig wohl, ehe sie nicht deren

Alter erfragt hatte. Was Toby betraf, so blieb er in dieser, – wie in beinahe jeder anderen Beziehung, – völlig undurchdringlich.

Solange man noch ein Kind ist, wird es immer zu früh dunkel, außer wenn ein Feuerwerk stattfinden soll. An diesen Abenden trödelte die Sonne wie ein lästiger Besuch auf der Schwelle, bevor sie sich zum Gehen entschließt. Jener Samstag war wolkenlos klar, und noch nach Sonnenuntergang blieb der westliche Himmel eigensinnigerweise perlgrau erhellt. Für Vin war das nicht so schlimm. Er half seinem Vater, der Feuerräder am Zaun befestigte und Raketen in Flaschenhälse steckte, um sie auf dem Rasen zu verteilen. Aber Judy und Toby drückten, außer sich vor Ungeduld, ihre Nasen an die Fensterscheiben, schon lange bevor Clem entschied, daß es nun tatsächlich dunkel geworden sei und daß die Vorstellung beginnen könne.

In Mäntel und Tücher eingewickelt kamen die Kinder jetzt heraus und setzten sich nebeneinander auf die kleine, bunt beflaggte Terrasse. Der Abend war ideal, so, als wäre er zugleich mit den Raketen bestellt worden: kalt, wind-

still, sternenklar und völlig mondlos. Als die erste Rakete leuchtend in den Himmel stieg, fühlte Mrs. Miniver das wohlbekannte Prickeln in der Kehle, fühlte sich wieder dem alten Zauber verfallen. Gewisse primitive Vergnügungen, – wie zum Beispiel ein Kasperltheater, die Kunststücke eines Bauchredners oder eines Taschenspielers, – konnte Mrs. Miniver lebhaft genießen, weil sie das Entzücken der Kinder genoß; aber ein Feuerwerk entzückte sie selbst, wirkte direkt und mit geheimnisvoller Kraft auf ihre Seele und ihre Sinne. Keine andere Kunstform schien ihr so umfassend wie diese. Die Feuerwerks-Kunst hat Form und Rhythmus, Farbe und Ton, Pracht und Bewegung; sie schenkt Spannung, Überraschung und einen leisen Hauch von Gefahr. Vor allem aber besitzt sie in höchstem Maße die Eigenschaft der Vergänglichkeit, welche der Schönheit einen besonderen, sehrenden Reiz verleiht und sie befähigt, verborgene Saiten des Herzens anzurühren, die einem dauernden Kunstwerk unerreichbar sind.

Diesmal war das Schauspiel zweifellos schöner denn je.

Wenn Mrs. Miniver selbst Feuerwerk einkaufte, so neigte sie dazu, sich von phantastischen Aufschriften verführen zu lassen. Sie bestellte „Singende Spinnen“, „Hexenkessel“, „Schlangennester“, „Goldene Garben“ und „Teufel und Schneider“, aus purer Neugier, um zu erfahren, welche Pracht diese klingenden Namen wohl bergen mochten. Clem aber wußte: mit Feuerwerk war es so, wie mit Cocktails. Die nüchternsten, alltäglichsten Namen brachten meist die interessantesten Wirkungen hervor. Clem gab stets einen gewissen Betrag für Leuchtkugeln, Feuerräder und Feuerschlangen aus. Den größten Wert aber legte er auf Raketen.

Soeben stieg eine solche empor. Ihr entsprang ein wunderbares, vielfarbiges Sternbild, das sich ausbreitete und langsam durch die stille Nachtluft niederschwebte. Während Mrs. Miniver zusah, dachte sie, daß keine andere Kunst einen so großen Unterschied zwischen dem Material und dem vollendeten Werk aufweise. Worte, Farben, Töne, – all das birgt, auch ungeformt, eine eigene Schönheit in sich. In einem Marmor-

block kann man seine geheimnisvolle Beziehung zu der Statue, die er einmal werden soll, erraten. Stein, Ziegel und Mörtel, Clems Material, ist doch nicht so gänzlich verschieden von dem Haus, das er daraus bauen wird. Doch hier, diese flammende Architektur, diese leuchtenden Melodien, diese strahlenden, traumhaften und vergänglichen Gemälde am Himmelsbogen, – was haben sie mit Salpeter zu tun, mit Schwefel und Holzkohle, mit Pappe, Baumwolldocht und einer Handvoll Mineralsalzen?

Die Vorführung war zu Ende. Vin und sein Vater ließen die letzten paar Raketen steigen. Ihre Gesichter, vom Sprühregen des Feuerwerks momentweise hell überstrahlt, waren ernst, hingebungsvoll und stolz-verklärt. Judy zitterte vor Kälte und Aufregung. Tobys Beinchen ragten über den Stuhlrand hinaus. Er saß völlig unbeweglich da; ob das aber von tiefer seelischer Erregung herrührte oder von den vielen Mänteln, die man ihm übereinander angezogen hatte, das konnte kein Mensch sagen.

Mrs. Miniver selbst aber erlebte einen Wettlauf mit der Zeit. Halb vergessene Worte hat-

ten sie schon den ganzen Abend hindurch verfolgt, – vielleicht eine Verszeile, – vielleicht ein altes Sprichwort, – etwas über Glanz und Schimmer, – etwas, das so wunderbar hierherpaßte. „Glanz...“ Wie ging es nur? Der Rest des Satzes entzog sich ihr immer wieder, obwohl sie den Rhythmus schon ahnte. Sie wußte, daß es ihr einfallen müsse, ehe das Feuerwerk zu Ende ging, sonst wäre es nichts mehr nütze.

Die letzte Rakete stieg auf, – eine besonders große, – strahlend und phantastisch. Zischend fuhr sie empor wie ein Drache. Sie schwang sich doppelt so hoch in den Himmel wie alle anderen vor ihr; und im Augenblick, in dem sie explodierte, fiel es Mrs. Miniver ein: „Glanz rieselt hell aus der Luft – –“ Das war's! Die Funken der Rakete sprühten vom Himmel nieder, schwebten langsam herab, wie die Tropfen eines goldenen Wasserfalls, ertranken nacheinander im See der Finsternis.

Schönheit, die schimmernde Blüte,
Bald welkt ihr Glanz und ihr Duft –
– Glanz rieselt hell aus der Luft –

Fürstin in schimmernder Blüte,
Bald ruhst du bleich in der Gruft. –
Staub schloß das Aug' von Helenen.....

Es war wirklich ganz bedeutungslos, – ein Klagelied von Nash aus der Pestzeit. Mit Feuerwerk hatte es überhaupt nichts zu tun. Trotzdem wußte Mrs. Miniver, daß es gerade dieses Verses bedurft hatte, um das Erlebnis des Abends vollkommen zu machen, um seinem Andenken Dauer zu verleihen. Nur im Netz des Wortes können wir Stimmungen einfangen, nur die Waffe des Wortes schützt vor Vergessenheit.

Vor der Jagd

Alljährlich erhielt Mrs. Miniver unfehlbar eine Einladung, mit schräger, altmodischer Schrift auf dickes Büttenpapier geschrieben. Rechts oben war mit fetten, gothischen Lettern die Adresse geprägt: „Chervil Court, Crampton.“ Links waren drei winzige, stilisierte Skizzen, eine Telegraphenstange, ein Telephonapparat und eine Lokomotive aus der Stephenson-Zeit, plump, mit hohem Rauchfang. Neben den Zeichnungen standen nacheinander die Worte: „Great Yettingford“, „Buntisley 3“ und „Slape Junction.“

Der Brief begann mit Lady Chervils ewig gleichbleibender Formel:

Meine liebe Mrs. Miniver,

Chervil und ich werden uns sehr freuen, Sie und Ihren Gatten von Freitag den 19. bis Montag den 22. November als Gäste bei uns zu sehen.

(Eher wäre sie aufs Schafott gestiegen, als daß sie den Ausdruck „Weekend“ gebraucht hätte.)

Mrs. Miniver reichte Clem den Brief hinüber. Der meinte, es müsse doch jetzt auch schon einen Flughafen in der Nähe von Chervil geben. Also zeichnete er unter die anderen Bildchen einen Vorkriegs-Aeroplan, einmotorig, mit ganz kurzen Flügeln. Daneben schrieb er: „Markt Bumbleton.“

Sie brauchten sich nicht erst darüber zu unterhalten, ob sie die Einladung annehmen würden oder nicht. Jedes Jahr fuhren sie nach Chervil. Die Jagd dort war ausgezeichnet, das Essen über jedes Lob erhaben. Außerdem war es erholend, sich auf kurze Zeit dem altmodischen, feierlichen Ritus dieses Milieus anzupassen, drei Tage sozusagen in Anführungszeichen zu leben. —

„Und was ist Ihre Meinung...?“ Der Colonel wandte sich Mrs. Miniver zu, die am Abend ihrer Ankunft seine Tischnachbarin beim Dinner war.

Diese Frage hatte sie schon die ganze Zeit gefürchtet, seit jene Person in Giftgrün über

ihrem Vol-au-vent die Augen verdreht hatte und ach so zart erschauert war, als man von ihr wissen wollte, ob sie morgen auch mit auf die Jagd käme. Daraufhin hatte sich die ganze Tafelrunde in eine Diskussion gestürzt, die in diesem Kreis nicht anders als langweilig und unergiebig verlaufen konnte. Langweilig, – weil keine der Parteien eine Meinung zu äußern imstande war, die in irgendeiner Weise von der althergebrachten Schablone abwich. Unergiebig, – weil es von Anfang an klar war, daß keine der Parteien auch nur einen Zollbreit von ihrem Standpunkt preisgeben würde. Und schließlich, – welch ein Thema für eine Jagdgesellschaft! Ebenso könnte man sich beim Bankett des Bürgermeisters erheben und ein Loblied auf den Vegetarismus anstimmen. Wenn man so eingestellt war, dann tat man wohl am besten, Grippe zu kriegen und daheim zu bleiben.

Der Kampf tobte – (wenn man bei einer so öden Polemik überhaupt von ‚Kampf‘ und ‚toben‘ reden kann,) – während der Fasane in Speck, während der Pilze auf Toast und dann noch den ganzen Eispudding hindurch. Wohl-

bekannte Schlagworte klangen an Mrs. Minivers Ohr. „Immerhin, die Tiere hab'n doch 'ne Chance, ...“ „'Ne sportliche Chance, ...“ „Tiere hab'n vielleicht keine Seele, – aber immerhin ...“ „Treibjag'n zum Beispiel, ...“ „Ach, Stierkämpfe ...! Das gehört doch wieder auf'n ganz andres Blatt!“ „Um zu besagtem Hamm'l zurückzukehr'n ...“ Anführungszeichen unten, – Anführungszeichen oben. Mit Fasan, Pilzen und Pudding wurden unzählige Silben verschluckt. Früher oder später mußte die Redeflut auch ihr Tischende umspülen, doch sie war entschlossen, nicht darein zu tauchen. Zu oft schon hatte sie all diese Argumente angehört und besprochen; sogar in einem weniger altmodischen und konventionellen Kreis wirkte dieses Thema unerträglich abgedroschen. Mrs. Minivers eigener Standpunkt war, wie sie wußte, unethisch aber ehrlich. Zufälligerweise hatte sie das Glück, weder wehleidig, noch zimperlich veranlagt zu sein. Sie liebte jede Art sportlicher Gewandtheit und Geschicklichkeit; sie liebte den Anblick kahler Bäume und bereifter Halden, den weißen Hauch des Atems in

der frostigen Luft, den Duft des toten Laubes und das dunkle Wirrwarr winterlicher Hecken. Über alles aber liebte sie die Jagd, dieses kühne, spannende und kluge Spiel des Weidwerks, das den gleichen Reiz haben kann wie Indianerspielen. Aber die Verleumder der Jäger, Schützen und Fischer halten diese Liebe meistens für Mordlust. Obwohl Mrs. Miniver zugeben mußte, daß jede Jagd grausam und jede Grausamkeit unrecht sei, fand sie doch: die Jagd abzuschaffen, bevor man den Krieg abgeschafft hat, – das wäre, als wollte man einen kleinen Schmutzfleck von einem Misthaufen wegputzen.

Im Augenblick war das Gespräch rechts und links von ihr verebbt, und sie blieb auf einer holden, kleinen Insel des Friedens und des Schweigens. Nun hatte sie Zeit, die heraldische Schönheit der Ananas zu bewundern (denn inzwischen war man beim Dessert angelangt), – über das Privatleben des zweiten Dieners nachzudenken (er hatte so ein durchgeistigtes, verschlossenes Gesicht und las wahrscheinlich philosophische Schriften) – und zu bemerken, wie

unangenehm und unmusikalisch ein Chor vornehmer, englischer Stimmen in lautem Gespräch klingt.

Lady Chervil aber war eine wachsame, pedantische Gastgeberin der alten Schule. Ihr bedeutete eine Dinnergesellschaft etwas ähnliches wie eine Quadrille, und Inseln schätzte sie absolut nicht. Mit herrischem Griff brachte sie die Gäste, die aus der Reihe tanzten, wieder an ihren Platz. „Und was ist Ihre Meinung“, wandte sich der Colonel an Mrs. Miniver, „über diesen blutrünstigen Sport?“

„Ich halte ihn für unentschuldigbar, aber unwiderstehlich“, entgegnete sie.

Langjährige Erfahrung hatte sie gelehrt, daß diese Bemerkung meistens einen raschen Schluß der Debatte herbeiführte; es blieb danach kaum noch etwas zu sagen übrig. Außerdem war es tatsächlich ihre Meinung.

„Ha!“ sagte der Colonel. Mit Entzücken stellte sie fest, daß er wirklich „Ha!“ gesagt hatte. Dies bedeutete eine wertvolle Bereicherung ihrer Sammlung. In letzter Zeit war es ihr gelungen, eines „Ahem!“ und zweier „Ei!“ hab-

haft zu werden. Aber immer noch wartete sie vergebens auf ein „Püh!“

„Waren Sie nicht mit meinem Onkel zusammen in Singapur?“ fragte sie, „mit Onkel Torquil Piggott?“

„Piggy!“ rief strahlend vor Dankbarkeit der Colonel und stürzte sich in seine Erinnerungen. Gott sei Dank, daß es Colonels gibt! dachte Mrs. Miniver; so liebe Geschöpfe, so leicht zu unterhalten, so gutwillig lassen sie sich von sinnlosen Diskussionen zu gemütlichen Monologen hinüberleiten; nichts auf der Welt ist so beruhigend, wie ein richtiger, guter, englischer Colonel. Sie lächelte ihr Lächeln wie eine Fahne und kehrte zu der Ananas und zu dem zweiten Diener zurück. Clem wechselte über den Tisch hinweg einen Blick mit ihr. Manchmal hatte sie das Gefühl, das Wichtigste an der Ehe seien nicht Kinder und Heim oder Schutz gegen Sünde, sondern einfach, daß immer jemand da ist, mit dem man einen Blick wechseln kann.

Weihnachtseinkäufe

Am Ende eines langen Tages, den sie mit Weihnachtseinkäufen verbracht hatte, dachte Mrs. Miniver darüber nach, daß man wahre Lebenskunst auch bei den kleinsten Anlässen ausüben müsse, – etwa, um beim Gebrauch einer Schwingtüre Energie zu sparen. Sie hatte dafür ein ganz bestimmtes System; denn mit Geduld und kluger Zeiteinteilung ist es nur ganz selten nötig, seine Kräfte an diesen Mechanismus zu verschwenden. Fast immer kann man hinter einer muskelstarken Person hergehen, die das Aufstoßen der Türe besorgt; verspätet man sich aber und schwingt die Türe schon auf einen zu, dann muß man warten, bis sie wieder in der anderen Richtung schwingt, und ein ganz leichter Druck genügt, um sie zu öffnen. Das klingt ganz einleuchtend und selbstverständlich. Aber

es gibt erstaunlich viele Menschen, die offenbar ihre Ehre einsetzen, den größtmöglichen Widerstand aufzusuchen. Sie werfen sich mit wilder Energie gegen eine heranschwingende Türe und verändern deren Richtung mit brutaler Gewalt, als gälte es eine Heldentat zu vollbringen. Solche Menschen, überlegte Mrs. Miniver, müssen im ganzen ein sehr unbequemes Leben führen.

Vorsorglich begab sie sich in das Kielwasser einer stiernackigen Dame in Kamelhaarmantel und schlüpfte dicht hinter ihr aus dem Geschäft. Es wehte ein rauher Wind. Regen mit Schnee vermischt fiel nieder und trübte das Licht der Laternen. Der Asphalt war schwarz und schlüpfrig. Einer jener trostlos häßlichen, feuchten Abende brach herein, nach denen sich der Londoner in der Ferne mit so verzweifelter Heimweh sehnt.

Mrs. Miniver warf alle ihre Pakete in den Fond des Wagens, glitt froh, aber erschöpft auf den Führersitz und begab sich auf die Heimfahrt.

Die beiden Scheibenwischer rutschten beflis-

sen hin und her und flüsterten dabei immer wieder das gleiche, sanft schmeichelnde Wort, das Mrs. Miniver nie ganz verstehen konnte. Es war zweisilbig und klang so ähnlich wie „Vergieb . . .“ oder „sei – lieb . . .“. Jedenfalls war sie froh, endlich Scheibenwischer zu haben, die gut funktionierten. Der vorige war fatal gewesen: lebhaft und geschwätzig, solange man stillstand, – mürrisch und träge, sobald man losfuhr und seine Hilfe wirklich brauchte. Genau, wie die schlimmste Sorte von Menschen.

Sie hatte ein schlechtes Gewissen: es war das erste Mal, daß sie sich dabei ertappte, wie sie den geliebten alten Wagen in unfreundlicher Weise mit dem neuen Eindringling verglich.

Die Fahrt würde offenbar recht lange dauern. Zu dem üblichen Sechsuhr-Strom der heimkehrenden Autos kam noch der Weihnachtsrummel. Die Oxford-Street war eine einzige, dicht gedrängte Masse. Es war ihre eigene Schuld, das gestand sie sich ein, während sie zurückgelehnt den Lichtwechsel der Verkehrsampel abwartete. Jedes Jahr war es dieselbe Geschichte. Anfangs November faßte sie den Entschluß, ihre

Weihnachtseinkäufe endlich einmal frühzeitig zu machen. Sie brachte es so weit, eine Liste aufzusetzen, – und dabei ließ sie es einige Wochen hindurch bewenden. Ab und zu versuchte sie sich einzubilden, daß Weihnachten auf den fünften Dezember falle oder daß ihre Freunde und Verwandten samt und sonders in Südafrika lebten und die Geschenke daher schon beizeiten auf der Post sein müssen. Aber das half alles nichts. Das Gefühl, daß die Zeit drängt, kann ebensowenig künstlich hervorgerufen werden, wie das Gefühl materieller Not. Der Millionärssohn, der sich in den Kopf setzt, mit seiner Hände Arbeit die Reise um die Welt zu verdienen, wird mancherlei Erfahrungen sammeln; – doch was Armut heißt, wird er nicht lernen, denn er weiß, daß er im äußersten Notfall um Geld heimtelegraphieren kann. Und Mrs. Miniver wußte ganz genau, daß Weihnachten nicht vor dem 25. Dezember stattfinden werde und daß alle Leute auf ihrer Liste in England lebten.

(Die Scheibenwischer pendelten unaufhörlich. „Nil-grün nil-grün“ Kam das

der Wahrheit vielleicht schon ein bißchen näher?)

Außerdem hing die erfolgreiche Auswahl der Geschenke weitgehend von der richtigen Atmosphäre ab, von der ansteckenden Kaufwut der Menge, von plötzlichen Inspirationen und Eindrücken, die durch das Gefühl der Zeitknappheit erheblich gesteigert werden. Kalten Blutes diese Einkäufe zu erledigen, in einem halbleeren Geschäft, ohne Schwierigkeiten, ohne Konkurrenz, das ist so freudlos wie eine Vernunftheirat. Also war es vielleicht ganz gut, sagte sie sich tröstend, daß sie wieder einmal alles bis zum letzten Moment aufgeschoben hatte.

(„Mir – dir, . . . mir – dir . . .“ Wärmer! Sie würde schon noch draufkommen!)

Die Lichter wechselten. Sie ließ den Motor anlaufen, hielt dann inne und schaltete den ersten Gang ein. Dabei kam es ihr in den Sinn, daß sich nicht nur die physische, sondern auch die seelische Reaktion der Menschen auf die drei Farben der Verkehrsampel ganz automatisch einstellte. Rot, gelb, grün, – Enttäuschung, Hoffnung, Freude: ein nagelneuer Bedingungs-

Reflex. Nur noch ein paar Jahre, dann werden die Psychiater bei der Behandlung von Melancholikern farbige Strahlen anwenden. Und für künftige Generationen wird Grün nicht mehr die Farbe der Hoffnung sein, sondern die der Freiheit. Aus solchen Zufälligkeiten entstehen Symbole.

Bei der nächsten Kreuzung war das Licht wieder rot: Enttäuschung. Aber man nahm es widerstandslos hin, weil es nicht von Menschenhand hervorgebracht wurde. Man kann sich über einen Polizisten ärgern, aber nicht über einen Lampion aus Blech. Dasselbe gilt für das automatische Telephon. Seitdem man die Nummern selbst einstellt, ist die Gereiztheit auf der Welt gewiß um die Hälfte gesunken. Das ist einer der wenigen Vorteile des mechanisierten Lebens.

Endlich langte sie daheim an. Clem war schon da und saß mit ausgestreckten Beinen am Feuer.

„Alles gut gegangen?“ fragte er, als sie mit Paketen beladen eintrat.

„Hör mal“, rief sie, „diese Scheibenwischer, –

jetzt weiß ich, was sie sagen! „Milch – grieß, . . .
Milch – grieß, . . .!“

„Donnerwetter“, staunte Clem, „ich glaube,
du hast recht!“

Drei Strümpfe

So sehr man vorher auch darüber jammern mochte, so lästig es war, Anordnungen zu treffen, Pakete zu machen und die Mahlzeiten für mehrere Tage im voraus zu bestellen, – war Weihnachten wirklich einmal da, so machte es immer Spaß.

Es begann jedes Jahr auf die gleiche Weise: die Türklinke zum Schlafzimmer der Eltern wurde niedergedrückt, – gerade laut genug, um Mrs. Miniver aufzuwecken und leise genug, um sie glauben zu machen, dies geschehe unabsichtlich. Es war Toby. In der schwarzen Türöffnung schimmerte sein helles Gesichtchen wie ein Schmetterling. Eine Hand umklammerte den prallgefüllten Weihnachtsstrumpf, die andere hielt seine Pyjamahosen fest. (Er bestand darauf, Pyjamas zu tragen, obwohl zu seinem Ba-

bykörper eigentlich noch nichts anderes als Nachthemden gepaßt hätten.)

„Toby! Es ist erst sechs Uhr vorbei! Ich habe doch gesagt, nicht vor sieben!“

„Aber Mami, – ich kann doch die Uhr nicht lesen ...“ Er war barfuß und zitterte. Seine Augen strahlten wie Sterne.

„Na, komm her und wärme dich, mein kleines Zicklein.“ Und schon war er bei ihr im Bett, mitsamt seinem Strumpf. Der Schwanz eines blechernen Spielzeughündchens zerkratzte ihr die Schulter.

Einige Minuten später erschien ein zweiter Kopf im Türspalt, etwas höher, als der erste.

„Judy, Liebling, es ist noch zu früh, – glaub’ mir!“

„Ich weiß, – aber ich hab’ gehört, daß Toby reinkam, also hab’ ich gewußt, daß du wach bist.“

„Na schön, du darfst ins Bett kommen. Aber bleib hübsch still, Papi schläft noch.“

Und dann zeigte sich noch höher oben ein dritter Kopf, und Vins Stimme, – seit den großen Ferien noch tiefer geworden, – ertönte:

„Sag mal, sind die andern schon hier? Es ist mir doch, als hätt' ich sie gehört.“

Er rollte sich am Fußende von Vaters Bett zusammen. (Natürlich war Clem inzwischen auch erwacht.) Die alte, leicht zu durchschauende Kriegslist hatte wieder einmal tadellos gewirkt. Es blieb nichts andres mehr übrig, als die Lampen anzuzünden, die Fenster zu schließen und zuzugeben, daß der Weihnachtstag unwiderruflich seinen Anfang genommen hatte.

Die drei Hände, – Vins starke, breite Rechte, Judys dünnes, geschmeidiges Pfötchen und Tobys Patschhand, rund, wie ein Seestern, – tauchten immer wieder in die drei zerdehnten Strümpfe, bis nichts mehr darinnen war, als in der Zehenspitze die traditionelle Mandarine, die seltsamerweise niemals fehlen darf, obwohl die Kinder von heute das ganze Jahr hindurch genug Früchte bekommen. Die Art, wie die Drei sich über ihre Geschenke her machten, war so verschieden, wie ihre Hände. Mit beifälligem Gebrumm prüfte Vin jeden Gegenstand, den er hervorholte; sorgfältig erforschte er dessen gesamte Möglichkeiten, ehe er zum nächsten über-

ging. Judy zog, ununterbrochen plaudernd, ihre Schätze aus dem Strumpf, tat sie auf einen Haufen, überflog sie mit raschem Blick und traf blitzschnell ihre Wahl: ein winziges Negerbaby in einer Korbwiege. Auch Toby holte alle seine Sachen hervor, dann aber legte er sie säuberlich geordnet auf der Bettdecke aus und betrachtete sie lange Zeit hindurch in tiefem Schweigen. Plötzlich ergriff er eine große Glasmurmelt mit farbigen Spiralen und legte sie ein wenig abseits. Dann spielte er ganz vergnügt mit den anderen Geschenken; doch suchte sein Blick von Zeit zu Zeit die Murmel, als wolle er sich versichern, daß sie noch immer seiner warte.

Mrs. Miniver beobachtete ihn mit einer Mischung von Entzücken und Bangigkeit. Genau so war auch ihre eigene Art, das Leben anzufassen, – nur passierte es manchmal, daß die Murmel fortrollte. Judys Methode war sicherer. Vin war zweifellos der Weiseste von den Dreien.

Unten, im Wohnzimmer, warteten, mit rot-weißen Staubtüchern bedeckt, die großen Gabentische. Die Weihnachtsstrümpfe waren ja

nur so eine Art Apéritif vor dem Festmahl. Doch hatten sie einen ganz besonderen Zauber. Vielleicht war es die Atmosphäre, in der man sie öffnete, – das kalte Schlafzimmer, die dunkeln Fensternischen, die ungewohnt frühe Stunde; vielleicht war es auch der starke Reiz, den Miniaturgegenstände auf Kinder ausüben, Spielsachen von besonderer Winzigkeit, wie die Strümpfe sie immer enthalten; vielleicht war es das Gefühl der Begrenztheit, des Gebundenseins an eine ganz bestimmte Form, das denen, die Weihnachtsstrümpfe füllen und leeren, einen ähnlichen Genuß vermittelt, wie ihn Dichter und Leser von Sonetten empfinden; vielleicht aber war es auch nur der Zauber der alten Legende, der immer wirkt, obwohl die Legende selbst für alle, außer Toby, überlebt war.

Beglückende Strömungen gingen von einem zum andern. Mrs. Miniver und Vin beobachteten amüsiert die beiden jüngeren Kinder und tauschten lächelnde Blicke des Einverständnisses. (Sie, die selbst die Älteste unter den Geschwistern gewesen, erinnerte sich plötzlich, welch unerhörtes Gefühl des Erwachsenseins solche Blicke

einem schenken.) Mit Clem tauschte sie Blicke, weil sie die Eltern waren. Mit Judy, weil sie beide Frauen waren. Und mit Toby, weil sie beide vom Schlage derer waren, die Glasmurmeln bis zuletzt aufheben. – Das Zimmer war durchspannen mit einem Netzwerk von Zärtlichkeit und gegenseitigem Verstehen.

Dies ist einer der Augenblicke, dachte Mrs. Miniver, die alle Schattenseiten der Mutterschaft wettmachen: die Zeit der Erwartung mit ihren Beschwerden, dann die kalte, weiße Klinik, die unvorstellbar heftigen Schmerzen; zuhause die Kinderwagen, die immer im Weg herumstehen, die widerspenstigen Blicke der Köchin, die Kinderpflegerin, die schon in den besten Familien gewesen ist; später dann die weißen Mäuse und die Raupen, das Plastelin an den Türklinken, die vielen Waschlappen im Badezimmer und die überraschenden Funde in den Seitenritzen der Fauteuils, die Aufregungen und die Krisen, den verschluckten Knopf, das unerklärliche Ohrenweh, den fatalen Hautausschlag am Vorabend einer Reise; die Schulrechnungen, die Zahnarztrechnungen, die Einschränkungen auf Schritt

und Tritt, die fortwährenden Kompromisse, die geteilte Zuneigung, den endgültigen Verzicht auf Abenteuer.

Und nun aß Vin seine Mandarine, Stück um Stück. Judy hatte ihr Negerbaby ausgekleidet und zog ihm jetzt das Röckchen verkehrt an. Toby hielt seine Glasmurmeln gegen das Licht, drehte sie andächtig und andauernd zwischen den Fingern und versuchte ihre Spiralen zu zählen. Das Leben im Haus erwachte. Schon näherte sich das beglückende Klirren des Frühstücksgeschirrs. Mrs. Miniver blickte durchs Fenster in den dunkeln Himmel; er war schon etwas blasser geworden, die kirschroten Chintzvorhänge rahmten ihn ein. Ewigkeit, gerahmt in Häuslichkeit. Macht nichts. Man muß der Ewigkeit einen Rahmen geben, wenn man sie überhaupt sehen will.

Der neue Taschenkalender

Der Dreikönigstag war vorüber. Der Mistelzweig und all die anderen Dekorationen waren weggeräumt. Weihnachten schien so unmodern, wie der Hut auf einer Paßphotographie. Und noch immer hatte Mrs. Miniver sich keinen neuen Taschenkalender gekauft, sondern kritzelte auf die letzten Blätter des alten unordentliche Notizen.

Wie gewöhnlich hatte sie beabsichtigt, sich vor ihrer Abreise nach Starlings einen zu kaufen; wie gewöhnlich war keine Zeit dazu gewesen. Sie wußte, daß man eine derartige Besorgung nicht in Hast erledigen darf. Ein Taschenkalender ist der wichtigste unter den vielen kleinen Behelfen des Lebens, der Vertrauteste aus der Schar demütiger und vertrauter Gefährten, die uns das ganze Jahr hindurch begleiten, –

scheinbar nebensächlich, aber bedeutungsvoll durch die große Intimität, die sie durch das ständige Gebrauchtwerden erlangen. Ein Schwamm, ein Kamm, eine Zahnbürste, ein Brillenfutteral, eine Füllfeder, – das sind die Gegenstände, die wir mit größter Sorgfalt wählen müssen. Mit der Zeit werden sie so sehr ein Teil von uns selbst, daß sie kaum noch leblos zu nennen sind; höchstens fühllos, – aber das sind unsere Nägel und Haare auch.

Einige dieser Dinge kann man verschenken, wenn sie einem unsympathisch werden, andere wird man los, indem man sie vernichtet. Und man wird wohl schwerlich jemanden finden, der, – und wäre er noch so reich, – seelenstark genug ist, einen fast neuen Schwamm ins Feuer zu werfen. Demütig erträgt man sein unhandliches Format, sein widerliches Material und das idiotische Gesicht, das er macht, wenn man ihn ein bißchen quetscht. Vielleicht geht er mit Gottes Hilfe bald kaputt; hat man ein wenig Glück, so kann es einem gelingen, ihn im Hotelzimmer zu vergessen.

Doch der Taschenkalender ist, – einmal be-

nützt, – ein weit schwierigeres Problem. Ihn verschenken ist unmöglich; ihn verlieren ist ein Unglück; ihn vernichten, um sich einen neuen anzuschaffen, bedeutet mühsames Abschreiben aller bereits gemachten Eintragungen, außer man ist bereit, die ersten Seiten des neuen Büchleins leer zu lassen und dadurch bei seinem Biographen, – falls man einen haben wird, – den Eindruck zu erwecken, daß man einen längeren Anfall von Aussatz durchzumachen hatte. Oder Schlimmeres.

So geschah es, daß Mrs. Miniver erst Ende Januar ein Papierwarengeschäft betrat. (Sie war für einen Tag von Starlings nach London gekommen, um zum Zahnarzt zu gehen.) Endlich hatte sie Muße genug, diesem wichtigen Einkauf die Sorgfalt zu schenken, die er verdiente. Sie trat an ein Gestell heran, auf dem „Tagebücher“ angeschrieben stand und bereitete sich auf eine angenehme Viertelstunde vor.

Das erste Büchlein, das sie in die Hand nahm, war in rotes Saffianleder gebunden. Ganz hübsch; aber es entpuppte sich als eine jener unnatürlichen Angelegenheiten, die pro Seite

vierzehn Tage enthalten. Vierzehn Tage waren ihrer Meinung nach eine unmögliche Zeiteinteilung, die weder göttlicher, noch menschlicher Ordnung entsprach. Tage sind die wichtigsten Einheiten, weil sie voneinander durch einen geheimnisvollen Vorgang getrennt werden: durch den Verlust und das Wiederfinden des Bewußtseins. (Wie tapfer und vertrauensvoll sind doch die Menschen, daß sie es wagen, zu schlafen!) Doch ein Tag allein pro Seite taugt auch nichts. Zu viel für einen Kalender, zu wenig für ein richtiges Tagebuch. Was Mrs. Miniver brauchte, war eine Woche pro Blatt; ein nettes, handliches Stück Zeit mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende. Eine Woche hat, wenn es sein muß, Raum für die sieben Weltwunder, für die Vorkämpfer des Christentums, für die sieben Todsünden oder für alle Regenbogenfarben. (Montag ist ganz entschieden gelb, Donnerstag mattblau, Freitag violett. Bei den übrigen Tagen war Mrs. Miniver ihrer Sache nicht so sicher.)

Sie fand nur mehr drei Stück von den Kalendern mit einer Woche pro Seite. Einer davon war in hellrotes Kunstleder gebunden, der

zweite in braunes Boxcalf und der dritte in grüne Eidechsenhaut. Der kunstlederne wurde sofort ausgeschieden. Einmal hatte sie in einem Anfall vorweihnachtlicher Sparsamkeit einen sehr billigen Taschenkalender gekauft und sich zwölf Monate lang darüber geärgert; alles, was sie darin notiert hatte, sah so armselig aus. Andererseits kostete der aus grüner Eidechse sieben Schilling und sechs Pence, – das war wirklich ein Phantasiepreis. Sie entschloß sich zu dem braunen Boxcalf für drei Schilling neun. Ein nettes, praktisches, kleines Format, ein treuer, handfester Begleiter auf der Wanderschaft durch das Jahr. Er würde haltbar sein und konnte ihr kaum unsympathisch werden. Sie zahlte, steckte den Kalender in ihre Handtasche, verließ das Geschäft und begab sich zum Autobus Nr. 11. Sie wollte den Zug erreichen, der in zwanzig Minuten nach Starlings ging.

Halbwegs, mitten in der Pimlico Road, drückte sie plötzlich auf den Halt-Knopf und sprang vom Bus. „Hab’ etwas vergessen!“ rief sie mit einem Lächeln der Entschuldigung dem Schaffner zu. Da kein anderer Bus in

Sicht war, ging sie so schnell sie konnte zu Fuß zum Sloane Square zurück. Gerade in diesem Augenblick konnte es geschehen, daß das grüne Eidechs-Büchlein von jemand anderem gekauft wurde! Von einer völlig ungeeigneten Person, der es nur darum zu tun war, diese Besorgung möglichst rasch zu erledigen: eine reiche, seriöse Dame vielleicht, die seine Seiten mit Notizen über Komiteesitzungen ausfüllen würde, oder ein Geschäftsmann, der beim Öffnen des Kalenders dem Einband nicht einmal einen Blick schenken mochte. Während sie selbst all ihre schönsten Unternehmungen und liebsten Verabredungen in nüchternes Kalbsleder eintragen und dabei mit verzweifelter Reue des grünen Eidechs-Kalenders gedenken sollte!

Der grüne Kalender war aber noch da. Sie zahlte das Aufgeld und steckte ihn glücklich ein. Schließlich und endlich war die Differenz kaum größer als der Preis für ein Taxi. (Aber ein Taxi mußte sie dann auch nehmen, um rechtzeitig zum Charing Cross Bahnhof zu gelangen.)

Im Zug holte sie das grüne, schillernde Büchlein hervor und begann aus dem Gedächtnis die wenigen einfachen Vorkommnisse einzutragen, die das Jahr bisher gebracht hatte. „2.27 Clem abholen“, „Angeln mit Vin“, „Lunch bei Bucklands“, „Bridget zum Weekend“. Nüchtern und lakonisch; und doch waren diese ersten Tage, – wie alle anderen, – angefüllt gewesen mit Gefühlen, Einfällen und Eindrücken. Und so wird es weitergehen, bis das Buch voll ist. Eine Skizze ihres Jahres, in der kein anderer Mensch das Bild ihrer Seelenlandschaft erkennen könnte.

Sie aber wird, wenn sie die Notizen nach zwölf Monaten durchfliegt, imstande sein, viele, wenn auch nicht alle Details zu ergänzen; wie Clem ihr auf dem Weg vom Bahnhof das neue Projekt für Gloucestershire erklärt hatte; wie Vin und sie einen Reiher sahen; wie die Bucklands ihnen mit hausgeräuchertem Schinken und Pfirsichkompott aufwarteten; und Bridget mit ihrer faszinierenden Geschichte von dem Cousin, dem Dreipennystück und dem tauben Kaminfeger.

Der letzte Ferientag

Am letzten Ferientag regnete es hoffnungslos. Der letzte Ferientag hatte eigentlich nur für Vin besondere Bedeutung. Judy war ebenso gern in London wie in Starlings, und Toby lebte in einer Welt für sich. Aber Vin fühlte sich während der vierundzwanzig Stunden in London, auf dem Rückweg zur Schule, in einem Dämmerzustand, wie mit einem Fuß im Grabe. Zum Trost gab es immer irgend eine Unterhaltung: Zirkus, Theater oder Variété. Doch auch das, so vergnüglich es war, hatte in seinem Glanz etwas Makabres, wie der Pomp und Prunk einer Beerdigung erster Klasse.

Nicht, daß er die Schule gehaßt hätte; doch sie war, seinem Gefühl nach, ein Leben im Jenseits, zu dem man nur über den Styx gelangen konnte. Man starb auf dem Bahnsteig, wurde, –

nicht ohne Erschütterungen, – im Zug wieder geboren und langte im Jenseits an als anderer Mensch, mit einer anderen Sprache, einer anderen Einstellung und einer anderen Werteinteilung. Das war es, was die ahnungslosen Erwachsenen, die man in den Ferien traf, anscheinend nicht verstehen konnten. Immer wieder kamen sie mit der albernen, stets gleich bleibenden Frage: „Wie gefällt es dir in der Schule?“ Darauf kann man unmöglich richtig antworten, weil die befragte Person genau genommen nicht selbst, sondern völlig verwandelt in der Schule ankommt.

Der umgekehrte Prozeß, die Rückkehr in seine alte Haut, nach Hause, war, – wenn auch nicht im mindesten schmerzhaft, – doch genau so schwierig. Erstens war Vin immer ein wenig aus dieser Haut, wie auch aus seinen Kleidern herausgewachsen, und beide mußten neu angepaßt werden. Manchmal ging beinahe eine Woche vorüber, bevor er sich in seinen Sachen wieder richtig wohl fühlte. Die Hälfte des Weges bis zur Hälfte der Ferien hatte er dann schon fast zurückgelegt und war also bald an jener

bewußten „Wasserscheide“ angelangt, nach welcher die Tage in erbarmungslosem Absturz hinrasen.

Die Ferien waren immer viel zu kurz, so sehr die Kinder sie auch ausfüllten, so früh sie auch aufstanden, so gut es ihnen durch verschiedene Listen auch gelang, spät schlafen zu gehen. Sie hatten kaum Zeit, dreiviertel ihrer vielen Pläne auszuführen; einige wurden überhaupt nie in Angriff genommen, etwa eine Hütte aus Zweigen zu bauen oder den Mühlenfluß bis zu seinen Quellen hinauf zu erforschen. Andere Unternehmungen mußten sie halbfertig zurücklassen, zum Beispiel die Burg aus Pappe, die schon zwei Jahre in einer Ecke der Kofferkammer harrte, – ohne Dach, aber mit einer tadellosen Zugbrücke geschmückt. Irgendwie schien es unmöglich, derartige Dinge während der nächsten Ferien fertigzumachen; es gab immer neue Sensationen.

Dieses Jahr hatte ihre Hauptbeschäftigung darin bestanden, eines der kleinen Nebengebäude als Schiffskoje herzurichten, mit eingebauten Schlafstellen, Strohsäcken und einem

Schrank voll Seekarten. (Vin zeichnete sie, Judy malte sie, und Toby klebte da und dort kleine Delphine ein.) Aber sie hatten auch eine Ziegelbrennerei im Küchengarten errichtet und darin mindestens ein Dutzend ganz anständiger Ziegel fabriziert. Allerdings nicht genug, um etwas damit zu bauen; aber doch genug, um ihnen das beruhigende Gefühl zu geben, daß sie, als Schiffbrüchige auf eine wüste Insel verschlagen, bald imstande sein würden, ein Haus oder gar zwei zu errichten; natürlich immer vorausgesetzt, daß es auf der Insel Tonerde gab. Und sie hatten ein Wehr in den Fluß gebaut und hatten es wieder abgebaut; und hatten zugesehen, wie die Waldarbeiter junge Kastanienbäume fällten und zersägten, um Pfähle daraus zu machen. Und hatten dem Schmied zugeschaut und dem Stellmacher und dem Mann, der das Dach ausbesserte. Und sie hatten einen Ausflug nach Loddenden unternommen und bei der alten Jane Tee getrunken. Und am Tag, an dem Vin einen Brassen gefangen hatte, machten sie ein großes Feuer im Garten und brieten den Fisch, von feuchtem Papier umwickelt, in der Glut.

Für den letzten Tag hatten sie mindestens sechs verschiedene Unternehmungen geplant, doch sollten sie alle im Freien stattfinden; also war es klar, daß man sie aufgeben müsse. Der Himmel hing schwarz und tief herab wie eine alte Persenning. Ein großes Kontinent-Flugzeug kämpfte auf seinem Weg nach Süden schwankend gegen den Sturm. Es flog so tief, daß es aussah, als würde es alle Schornsteine glatt umlegen. Unter dem hohen, bewaldeten Hügel, auf dem ihr Haus stand, breitete sich das Netzwerk der Marschen grün und silbern im Regen; die Wasserläufe waren angeschwollen, viele Wiesen standen schon überschwemmt.

Es war klar, daß man den Tag im Zimmer verbringen mußte; und weil es der letzte war, bestimmten sie der Reihe und dem Alter nach, was unternommen werden sollte.

Clem, der zuerst drankam, wählte Pfeilwerfen. Sie warfen in der Halle nach einer kleinen Scheibe, und wie gewöhnlich siegte Nannie.

Mrs. Miniver wählte „Schreibe-Sack“. (Ein Spiel, das sich zu allen anderen Schreibspielen

so verhält, wie das Fischen mit der künstlichen Fliege zu einer Schnur mit gebogener Stecknadel.) Nannie wählte etwas sehr Beliebtes: Karamelmachen auf dem Kinderzimmerrechaud. Als man die Leckereien auf dem Deckel einer großen Blechschachtel zum Trocknen ausgelegt hatte, war es Zeit zum Lunch.

Danach sahen sie noch einmal nach dem Wetter. Es war ganz und gar hoffnungslos. Der Wind war nicht mehr böig, er hatte sich zu einem gleichmäßigen Sturm gesteigert. Die Bäume troffen, der Rasen war durchweicht, und das Marschland schien völlig ausgelöscht.

Vin wählte Scharaden, und da Judy erklärte, sie habe Verkleiden vorschlagen wollen, wurde beides kombiniert; damit unterhielten sie sich natürlich leicht bis zum Tee.

Nun war Toby an der Reihe. Aber alles, was er zu wünschen schien, – und zwar nachdrücklich und dringend, – war, in seiner Ecke mit einem alten Bilderrahmen und acht Gummibändern allein gelassen zu werden. Er habe beim Tee eine gute Idee gehabt, sagte er. Also veranstalteten die übrigen ein Konzert mit Clem am

Klavier. Sie sangen: „Camptown Races“ und „The Ash Grove“ und „Rolling Down to Rio“ und „Alfonso Spagoni“ und „Cockles and Mussels“ und „A Bicycle Made for Two“. Sie wollten auch „Home, Sweet Home“, singen, aber Vin schlug vor, daß es „Hume, Sweet Hume“ auszusprechen sei, wie der Zuname Hume; daraufhin kamen sie gerade in die richtige Laune, närrische Späße zu treiben und lachten so sehr, daß sie überhaupt nicht mehr singen konnten. So fand das Konzert sein Ende.

Toby hatte, wie sie glaubten, gar nicht zugehört. Aber als der Lärm ihres Lachens verklungen war, hörten sie ein dünnes, schrilles Stimmchen in der fernsten Ecke des Zimmers singen, von einem undefinierbaren, schwirrenden Geräusch begleitet. Es war Toby, der selig an den über den Rahmen gespannten Gummibändern zupfte. Das war seine „gute Idee“.

„‘Carry me hume’“ (sang er) „‘to Old Virginny . . .’ Tck! Das Bündel is wieder ab!“

Als die beiden Jüngeren zu Bett gebracht worden waren, trat Vin ans Fenster und blickte auf den triefenden Garten hinaus. Der Regen

hatte endlich aufgehört. Wenige, zerrissene
Wolken jagten über den klaren, mondhellen
Himmel. Zu spät. Die Ferien waren vorüber.

Auf der Suche nach einer Putzfrau

Einmal im Jahr machte Clem in kläglichem Tone die Feststellung, daß es endlich an der Zeit sei, die Lane-Pontifexes zum Dinner einzuladen. Widerwillig stimmte Mrs. Miniver zu.

Es war wirklich nicht so schlimm mit den Lane-Pontifexes; sie waren recht nette, intelligente, anständige Leute; sie war hübsch und er gebildet. Trotzdem wirkten sie unerklärlicherweise bedrückend. Ihre Gegenwart war, nach Clems Aussage, wie ein ständiges Fensterschließen. Sie baten die Minivers ungefähr alle zwei Monate zum Dinner. Es war unmöglich, ohne grob zu sein, öfter als dreimal nacheinander abzusagen. Und man mußte sich natürlich revanchieren. Diese Bekanntschaft währte unverändert lau nun schon beinahe zehn Jahre, und es war kein Ende abzusehen. Clem sagte, das sei nun einmal eine der Bürden des weißen Mannes.

Die Lane-Pontifexes ungemischt zu genießen, – daran war nicht zu denken. Also nahmen die Minivers meistens die Gelegenheit wahr und luden so viele Personen ein, als an ihrem Eßzimmertisch Platz fanden. Das bedeutete, daß Mrs. Jackman zum Geschirrwaschen kommen mußte. Am Morgen der Dinnergesellschaft sandte Mrs. Jackman die Nachricht, sie könne nun leider doch nicht kommen, ihrer Mutter sei es ein bißchen komisch. Mrs. Miniver wünschte leidenschaftlich, die „Komik“ von Mrs. Jackmans Mutter wäre nicht gerade mit dem drohenden Besuch der Lane-Pontifexes zusammengetroffen – und machte sich auf die Suche nach einem Ersatz.

Sie kreuzte King's Road, bog in die Skelton Street ein (nicht gerade eine der Straßen, die Chelsea seinen amerikanischen Gästen zu zeigen pflegt) und näherte sich dem hochgetürmten Stein-Dschungel, den man „The Buildings“ nennt. In diesem Häuserwald fand man begehrtenwerte und tüchtige Putzfrauen in jeder Preislage, gleich reifen Früchten; doch es ist nicht so einfach diese Früchte zu pflücken. Der archi-

tektonische Stil der „Buildings“ stammt aus der Zeit spätviktorianischer Wohltätigkeit. Jedes Gebäude trägt den Namen eines Stifters, und jeder Block ist mit einem großen Anfangsbuchstaben bezeichnet. Mrs. Miniver betrat dieses Labyrinth durch das nächstliegende Haustor, dann zögerte sie. Eine Freundin hatte ihr Mrs. Burchett empfohlen und als deren Adresse Nr. 23 Platt's Dwellings angegeben, aber von den Buchstaben hatte sie nichts erwähnt. Nun versuchte es Mrs. Miniver mit Nr. 23 im Block D, welcher zufällig der nächste war; hernach versuchte sie Nr. 23 im Block E, F und G. Aber entweder wußten die Bewohner Mrs. Burchetts Adresse wirklich nicht, oder es war ihnen durch einen geheimen Kodex verboten, sie zu verraten. Nr. 23 befand sich regelmäßig im vierten Stock, und als Mrs. Miniver die steilen Steinstufen von Block H hinaufstieg, war sie, – völlig ungerechterweise, – dazu geneigt, den Lane-Pontifexes die Schuld an der ganzen Sache zuzuschieben.

Diesmal hatte sie jedoch mehr Erfolg. Eine umfangreiche, saubere, fröhliche Frau öffnete

die Tür; ihr Haar war oben auf dem Kopf zusammengedreht wie ein Häufchen Schlagrahm. Augenscheinlich war sie die Perle aller Putzfrauen. Ja, sie war Mrs. Burchett. Ja, sie hatte oft für Miss Ducane gearbeitet und freute sich, daß Miss Ducane sie weiter empfohlen hatte. Ja, gewiß würde sie heute abend kommen und helfen.

„Ich sag's wie's is“, erklärte sie vergnügt, „ich hab mir grad gewünscht, daß so was auftauchen soll. Nicht, daß ich's jetzt grad nötig hätt, zu putzen, wo doch Burchett und die Buben Arbeit haben. Wirklich wahr, mein Sohn Len, der sagt, mir kommt's überhaupt nicht zu, arbeiten zu gehn, wo's doch andere viel nötiger brauchen. Aber wissen's, ich wüßt gar nicht, was anfangen, wenn ich's nicht tät. Ab und zu spür ich eben, daß ich mich ein bisschen austoben muß.“ Sie schüttelte ihr Schlagrahm-Häufchen, so daß es zitterte. „Freilich, – Putzen, – das heißt wohl nur, anderer Leute Schmutz wegräumen, statt den eigenen. Aber es ist doch eine Abwechslung, und man hat ein bisschen Gesellschaft. Burchett, der sagt: ‚Laß sie doch gehn, Len, und kümmerge dich nicht ob's recht oder falsch is. Wenn du sie

einsperrst, dann kriegt sie einen Rappel und Gott weiß', – sagt er –, wenn deine Mutter einen Rappel kriegt, dann gibt's keine Ruhe für keinen von uns, bis sie sich's wieder irgendwie weg-arbeitet.'“

Sie lachte schallend und gutmütig. Mrs. Miniver fand immer größeren Gefallen an ihr. Sie fühlte, diese Frau besaß die wertvollste Eigenschaft, die es gibt: überquellende Lebensfreude. Selten ist sie, diese Freude und hängt nicht vom Alter ab, nicht von Rasse, Klasse, Glauben, Moral oder Intellekt. Lebensfreude ist eine Gabe, so wie blaue Augen oder ein doppelter Daumen; man kann sie unmöglich erwerben, und es ist, gottlob, beinahe unmöglich, sie zu verlieren. Fehlt sie einem jedoch überhaupt, so bedeutet das den schlimmsten Defekt den es gibt. Plötzlich dämmerte es Mrs. Miniver: das war es, was den Lane-Pontifexes abging.

„Sie kommen also um sieben?“

„Ich werde pünktlich sein!“ Mrs. Burchett strahlte vor Zuverlässigkeit. Man sah ihr an, daß sie sich im Geist bereits die Ärmel aufkrempelte.

Als Mrs. Miniver auf dem Heimweg die aneinandergedrängten Mausoleen der Skelton Street entlang ging, überlegte sie, wer wohl recht habe, Burchett oder Len. Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus natürlich Len. Aber vom psychologischen Standpunkt aus Burchett; denn gehemmte Vulkane können fast so viel Unglück in der Welt anrichten, wie leere Taschen.

Auf dem Tisch in der Halle lag ein Zettel mit einer telephonischen Nachricht. Mr. und Mrs. Lane-Pontifex bedauerten außerordentlich, aber sie hatten beide Grippe. Mrs. Miniver hüpfte das Herz im Leib, – und sofort schämte sie sich dessen. Um sich eine Buße aufzuerlegen, ging sie ins nächste Blumengeschäft und sandte den Lane-Pontifexes einen großen Strauß Narzissen mit ein paar freundlichen Zeilen. Aber nichts konnte das Hüpfen ihres Herzens ungeschehen machen. As sie nun zum zweiten Male heimwanderte, überdachte sie die neuen Möglichkeiten des Abends; wieviele wunderbare Menschen gab es, unter denen man nun wählen konnte, um die beiden leeren Plätze auszufüllen; – Menschen, die man mit wirklicher Freude

bei sich sah, die fröhlich waren oder weise, tröstlich oder anregend; Menschen, die Fenster auftaten, anstatt sie zu schließen.

Und sie überlegte, daß viele der erfreulichsten Gesellschaften dadurch zustandekommen, daß im letzten Moment ein paar Leute absagen.

Der erste Frühlingstag

Es war ein Tag wie aus Porzellan, mit weißen, zartgeformten Wolken auf einem klaren, blaßblauen Himmel. Das Beste an England, – dachte Mrs. Miniver – im Vergleich zu andern Ländern mit vernünftigen Witterungsverhältnissen ist, daß man nicht nur einmal im Jahr sagen kann: „Dies ist der erste Frühlingstag.“ Sie hatte es seit Weihnachten schon zweimal gesagt, zuerst im Januar, als sie über die Marschen ans Meer fuhren und es so warm war, daß man ohne Jacke im Sand liegen konnte; und das zweitemal im Februar, als sie mit den Kindern in Kensington Gardens picknickte. Der Rasen war mit Zweigen bedeckt gewesen, die der letzte Nachtsturm geknickt hatte, und am nächsten Morgen schneite es. Doch solange der Tag gedauert hatte, war er tatsächlich ein

Stück Frühling gewesen, ein kleiner, achtlos hingestreuter Vorschuß.

Nun aber war es wirklich Frühling, meinte Mrs. Miniver (obwohl sie genau wußte, daß man das jedesmal behauptet). Bevor sie hinunterging trat sie einen Augenblick ins Wohnzimmer, um die kahlen Zweige zu betrachten, die sie am Quai aufgelesen hatte, als ein Mann dort die Bäume beschnitt. Das tat sie jedes Jahr. Und jedes Jahr konnte sie ihren Augen kaum trauen, wenn die Zweige tatsächlich zu treiben und zu knospen begannen. Es schien ganz unmöglich, daß diese feinen, smaragdgrünen Knöpfchen, die samtenen, milchig-grünen Blätter in den kohlschwarzen Stöcken verborgen gewesen waren, die viel lebloser wirkten, als die schimmernden, braunen Zweige, die sie vor einem Monat vom Land heimgebracht hatte. Sie beugte sich tief über eines der kleinsten Blätter (es war zart und spreizte sich halb auseinander wie ein Pfötchen mit winzigen Krallen), dann roch sie an den Blumen, und eine Wolke gelber Pollen stieg ihr in die Nase. Niesend eilte sie die Treppe hinunter.

Die Luft draußen war herrlich. Sie streichelte einem die Wangen, wenn man durch die Straßen ging, war aber weder warm noch kalt. Auf dem Weg nach Westminster (sie wollte Clem unweit von seinem Büro zum Lunch treffen) überlegte Mrs. Miniver, warum ihr gerade diese Temperatur so besonders zusagte; und sie gelangte zu dem Schluß, daß sie an einem solchen Tag leichter denn je ihre Gebundenheit an das eigene, abgeschlossene Ich vergessen könne. Große Hitze und große Kälte liebte sie ebenfalls, aber mit einer beinahe herausfordernden Liebe. Wenn diese extremen Temperaturen die unregelmäßige Oberfläche der Haut, deren zarte Vertiefungen und empfindliche Wölbungen treffen, so wird man sich seiner Grenzen im Raum doppelt bewußt. Hier, so denkt man, höre ich auf, und die Umwelt beginnt. Man ist erregt, doch man fühlt sich isoliert, man fühlt sich einsam. An gewissen Tagen aber – und heute war ein solcher – schien es Mrs. Miniver, als ob die Schranken fielen. Sie hatte die Empfindung, als könnten sie und die Umwelt sich mischen und eins werden; als wäre sie nicht

an ihren eigenen Körper gebunden, sondern als ströme ihr Leben auch durch alle anderen Menschen in der Straße, als schlage ihr Herz auch in der Drossel, die auf einem Baum im Eaton Square sang, in dem keuchenden Zugpferd, das sich mit seinem Wagen zum Grosvenor Place hinaufmühte, in der Katze, die vorsichtig über die Buckingham Palace Road lief. Dies ist der wahre Frieden – nicht nur das Fehlen von Zwistigkeiten, sondern das wache Bewußtsein umfassender Einheit.

Gerade als sie die Königlichen Ställe passiert hatte, merkte sie, daß ein kleiner, zerlumpter Junge vor ihr herging. Er war nicht größer als Toby, aber wahrscheinlich älter. Seine Hosen waren viel zu lang, obwohl ihr Bund ihm unter den Achseln saß; am Hinterteil hatte er einen großen Flicker; sein graues Jäckchen war schmutzig, eng und fadenscheinig, seine Beine waren spindeldünn, seine Haare mausfarben und ganz kurz geschoren. Dieser Knirps schien keineswegs anziehend; seine Ausrüstung aber war es, die ihre Aufmerksamkeit erregte. Er trug ein hölzernes Schwert an einer Schnur um

die Hüfte gehängt. Sein Helm war eine braune Papierdüte mit einer Taubenfeder und dem Aufdruck „Brook's Bäckerei“; an seinem linken Arm hing ein selbstgemachter Pappschild. Sein Schritt war forsch und unternehmungslustig, als zöge er siegessicher in eine unsichtbare Schlacht. (Im St. James's Park fand man Drachen, wenn man welche brauchte, das wußte Mrs. Miniver; denn als Kind hatte sie selbst in dieser Gegend gewohnt.)

Am Gitter des Buckingham Palace hatte Mrs. Miniver den Kleinen eingeholt und schritt neben ihm. Jetzt sah sie, daß der Schild rot angestrichen und mit einem Schuhsenkel am Arm des Jungen festgebunden war. Sie wollte eben an ihm vorbeigehen, als sie auf dem gegenüberliegenden Trottoir ein zweites, ähnlich ausgerüstetes Kerlchen erblickte. Offenbar sollte ein gemeinsamer Feldzug unternommen werden. Der Junge neben Mrs. Miniver stieß einen schrillen Schlachtruf aus und trat vom Randstein auf die Straße.

„Paß auf!“ schrie Mrs. Miniver und packte ihn bei der Schulter. Mit kreischenden Bremsen

bog ein Taxi zur Seite. Um ein Haar wäre der Kleine überfahren worden. Doch das machte ihm nicht den geringsten Eindruck.

„Schon gut“, murrte er ungeduldig, machte sich mit einem Ruck los und lief über die Straße. Mrs. Miniver sah ihm nach bis er heil auf der anderen Seite angelangt war. Dann erst merkte sie, daß ihre Knie zitterten und daß sie sich entsetzlich elend fühlte. Hinter ihr erklangen die rhythmisch stampfenden Schritte der Garde. Die Soldaten marschierten aufeinander zu, machten kehrt und trennten sich wieder, führten mit herrlicher Präzision ihren uralten Ritus durch. Leibgarde und Pappschild: Parallelscheinungen mit edlen Gebärden – in dieser Welt der Bombenflugzeuge, Tanks und Motorwagen. Aber vielleicht sind es gerade die Gebärden, auf die es ankommt.

Mrs. Miniver raffte sich zusammen und schritt weiter. In durchsichtig hellem, steten Bogen strömte das Wasser in die Marmorschale der großen Brunnenanlage auf dem Platz. Die Tritonen, Nereiden und Delphine tanzen am Rand; die symbolischen Bronzestandbilder ver-

harren feierlich in ihren heroischen Posen; und hoch über ihnen saß die vergoldete Königin ruhig in der Sonne.

In Hampstead Heath

Fast an jedem Weekend fuhren sie dort, entweder nach Starlings oder zu Freunden. Einmal im Monat jedoch blieben sie über Sonntag in London. Dann besuchten sie am Samstag Nachmittag Vin in der Schule, und am Sonntag durften die beiden jüngeren Kinder abwechselnd ein Ausflugsziel wählen. Diesmal war Toby an der Reihe. Er wählte Hampstead Heath, weil er sein Schiffchen auf dem Teich schwimmen lassen wollte. Seine Schwester machte sich nicht besonders viel aus Schiffen; aber ihre Lieblingspuppe hatte eine neue Frühlingsjacke bekommen, und so freute sich Judy über diese Gelegenheit, ihre Christabel in dem neuen Staat auszuführen.

Es war ein klarer, blanker Tag, ein leichter Südwind wehte. Die Szenerie rings um den

Teich, wie sie plötzlich vor ihnen lag, wäre ein wundervolles Bühnenbild für ein Ballett gewesen, für eine Art englischer „Petruschka“ oder „Donauwellen“. Der blaue Teich, die weißen Segel, die Kinder in ihren Sonntagskleidern, die umherschleudernden Erwachsenen, die übermütigen Hunde, die Eiscrèmeverkäufer (durch die verfrühte Wärme vor der Zeit hergelockt), die auf ihren Kisten-Dreirädern langsam und klingelnd umherfuhren, – all das machte den Eindruck, als sei es so lange geprobt worden, bis es völlig natürlich wirke. Die Choreographie war ausgezeichnet, die Dekorationen entzückend, – es blieb abzuwarten, welche Handlung sich nun entwickeln würde.

Als sie aus dem Wagen stiegen, bemerkte Toby, daß er den Schlüssel zu seinem Motorboot zu Hause vergessen hatte. Natürlich war es viel zu spät um nochmals zurückzufahren; man konnte nichts tun, als die Wirkung abwarten. Wenn man sich daran machte Toby zu trösten, so wußte man nie, ob man die erste Hilfe für einen Stecknadelstich vorbereiten müsse oder für ein gebrochenes Herz. Er war

noch nicht alt genug um den Grad seines Unglücks zu messen; denn das ist eine Fähigkeit des reiferen Menschen. Glücklicherweise war er diesmal in einer philosophischen Stimmung. Er sagte nur: „Na gut, wir können den anderen zuschauen“, und trabte mit Clem zum Teich. Neben dem sicheren Schritt des Vaters schienen seine Beine dünn und wackelig wie die eines Rehkälbchens.

Mrs. Miniver nahm einen Gartenstuhl und ließ sich in der Sonne nieder. Judy ging auf und ab und trug Christabel möglichst auffallend vor sich her, damit die Leute deren neue Jacke bewundern konnten, eine wirklich prachtvolle Jacke aus hellgelbem Wollstoff mit braunem Samtkragen und braunen Knöpfen. Während Mrs. Miniver die Kleine beobachtete überlegte sie, ob Kinder die modernen, unzerbrechlichen Puppen, die man viele Jahre lang behalten kann, lieber haben, oder ob sie die alten aus Porzellan vorziehen, die nur mit einer Lebensdauer von wenigen Monaten rechnen dürfen. Die alten Puppen haben den bittersüßen Reiz der Hinfälligkeit, die neuen hingegen verspre-

chen zuverlässige, dauernde Kameradschaft; man kann Pläne für sie schmieden und sich jetzt schon ihre nächste Wintergarderobe ausdenken. Aber eigentlich ist diese Frage sinnlos. Liebe ist ja kein Versicherungsgeschäft. Ganz gewiß ist ein neugeborenes Kind vor dreihundert Jahren nicht mehr und nicht weniger geliebt worden als heute, ungeachtet aller Statistiken über Säuglingssterblichkeit.

Es war schon ziemlich heiß in der Sonne. Von ihrem Platz aus konnte Mrs. Miniver zuschauen, wie zwei Straßenredner ihre armseligen Tribünen aufrichteten und um Zuhörerschaft warben. Der Kleidung und dem Benehmen nach zu urteilen, mußte der Mann auf der rechten Seite der Linkspartei angehören und der Mann links der Rechtspartei. Doch sie waren zu weit entfernt, als daß Mrs. Miniver die Schrift auf ihren Plakaten hätte entziffern können, und als sie nun zu sprechen begannen, war nur ein wirres Plappern zu hören, wie wenn man im Radio die Stationen durcheinander bringt. Als Clem und Toby den Teich verließen und zu den Rednern hingingen, nahm Mrs. Mi-

niver Judy bei der Hand und gesellte sich zu ihnen. Nun sah sie, daß sie vorhin falsch geraten hatte: der Mann rechts war ein Rechtsradikaler, der links von der äußersten Linken. Aber wem wäre es schon aufgefallen, wenn die Redner aus Versehen ihre Plakate verwechselt hätten?

Was die Zwei sagten, war kaum zu verstehen, da sie gleichzeitig auf das Publikum losbrüllten. Nur eines war gewiß: beide Reden waren stählern durchklirrt von Waffenlärm, von Kriegsgeschrei. „Die Tyrannen bekämpfen...“, deklamierte der eine. „Die drohende Revolution niederschlagen...“, tobte, nicht weniger zungenfertig, der andere. „Gibt es ein Opfer, das zu groß wäre, um...?“ „Wer unter uns würde nicht willig alles hingeben, um...?“

Plötzlich erklang von irgendwoher hinter ihnen eine dritte Stimme so durchdringend, schrill und schnarrend, daß sie sogar das nahe, laute Gerede der beiden Männer übertönte. Sie schien kaum menschlich, diese neue Stimme, und eine Sekunde lang überkam es Mrs. Miniver wie ein Nachtmahr. Aber gleich darauf sah

sie, was vorging und packte Clems Arm. „Komm“, rief sie, „ein Kasperltheater!“ Clems Gesicht hellte sich auf. Er hob Toby auf die Schultern, und alle vier drängten sich durch die Menge.

Der Rest des Vormittags war eitel Wonne. Über eine Stunde standen sie da, hingerissen von dem unsterblichen Melodrama, das sich vor ihren Augen abspielte. Die Kulissen waren schäbig, die Requisiten minderwertig, die Puppen verbeult, von den wilden Stockhieben vieler Jahre zerschlagen. Aber die Vorstellung war wundervoll. Das Baby schrie und wurde aus dem Fenster geworfen; Frau Kasperl schimpfte und wurde totgeschlagen; der Doktor, der Henker und der Totengräber versuchten abwechselnd, ihren Berufspflichten nachzukommen und wurden ungeheuerlich blamiert. Kasperl, schlau, gewalttätig und skrupellos, besaß keine andere Tugend, außer Humor und Vitalität und triumphtierte zum Schluß. Die vielen Kinder, mit ihren zur Sonne emporgewandten Gesichtern wie ein Beet voll rosa Maßliebchen, lachten, klatschten und schrien vor Entzücken.

„Nun?“ fragte Mrs. Miniver nachher ihren Mann.

„Nichts.“ Clem zuckte die Achseln. „Große Kunst – das ist alles. Komm jetzt, ich bin hungrig.“

In einem Landhaus zu Gast

Zu Ostern fuhren sie nach Cornwall, um die Havelocks zu besuchen.

Leute, die Mrs. Miniver nur flüchtig kannten und selbst solche, die ihr nahestanden, ahnten kaum, welch bleierner Druck sich jedesmal auf sie niedersenkte, wenn sie sich einem fremden Landhaus näherte, in dem sie zum ersten Mal Gast sein sollte. Fuhren sie im eigenen Wagen hin, so konnte sie sich in halb scherzhaftem Ton mit Clem aussprechen, und er half ihr, diesen Alpdruck zu verscheuchen. Wenn sie aber, wie heute, mit dem Zug reisten und am Bahnhof abgeholt wurden, dann konnte Mrs. Miniver nichts tun, als in stummer Not den Rücken des Chauffeurs anstarren und höchstens ein paar heimliche Anspielungen auf ihren Seelenzustand machen.

„So schnell fahren diese modernen Karren“, flüsterte sie vezweifelt, während das Auto sie allzu eilig Penzarron zuführte. „Sieh doch“, bemerkte Clem, „diese vielen seltsamen Steine! Die Gegend hier muß gesteckt voll von Druiden gewesen sein.“ Er war nicht herzlos, aber er meinte mit Recht, daß seine Frau nun endlich einmal erwachsen werden sollte, und er wußte auch, daß ihr Angstzustand im Augenblick, in dem sie das Haus betrat, verfliegen, und daß sie sich schließlich noch ganz gut unterhalten würde. Verstandesmäßig wußte Mrs. Miniver das alles gleichfalls, doch sie brachte es selten fertig, dieses Wissen ihren rebellischen Magenerven mitzuteilen.

Es war nicht Schüchternheit; dieses Gefühl kannte sie nicht. Sie kam mit Fremden leicht in Kontakt, und nichts liebte sie mehr als das erste Tasten und Suchen nach Wellenlängen, woraufhin man – wenn man Pech hat, – einen Vortrag über Kontokorrent zu hören bekommt oder, – was zum Glück viel häufiger der Fall ist, – einen Strom von Musik. Nein, Schüchternheit war es nicht. Eher eine Art Platzangst, – eine

Furcht, die Freiheit ihrer selbstgewählten Gewohnheiten unweigerlich den Wünschen fremder Menschen opfern zu müssen. Sie sollte nun gezwungen sein, sich den ganzen Tag hindurch einem anderen Rhythmus anzupassen: ausgehen, zurückkommen, sich niedersetzen, aufstehen, schlafengehen, essen, herumtrödeln (o! Herumtrödeln – das ist das Allerschlimmste!) ganz so, wie es die Gastgeber bestimmen. Natürlich, es gab immer noch die Möglichkeit, daß die Havelocks im gleichen Rhythmus wie sie selbst lebten: daß sie es vielleicht auch nicht leiden mochten, bei den Mahlzeiten lange sitzen zu bleiben; daß sie mit schnellen Schritten spazierengingen, oder gar nicht; daß sie Debatten, Scherze und Schweigen liebten, Konversationmachen haßten und wußten, daß ein Tag ohne eine Portion Alleinsein so ist, wie ein Cocktail ohne Eis.

Ja gewiß, diese Möglichkeit bestand; aber im Augenblick schien sie sehr gering. Der Wagen hatte jetzt die Küstenstraße erreicht, und Cornwall bot sich dar wie immer – mit felsigem Vorgebirge, sandigen Buchten und Fischerdörfern. Hier war das Jahr älter: die Eichenwälder stan-

den üppig und golden belaubt, das Gras unter den Obstbäumen war schon mit Blüten bestreut, die Villengärten glichen leuchtend bunt bestickten Vierecken. Es war ein überquellend herrlicher Frühling, fast beängstigend in seiner Vollkommenheit, als sei dies – Gott weiß warum – überhaupt das letzte Mal, daß er seine Vorstellung gab. „Unwiderruflich letztes Auftreten...“ Mrs. Miniver sprach zu ihrem Mann über diesen Eindruck und war gespannt zu hören, ob er vielleicht etwas Ähnliches empfinde.

„Aber dieses Gefühl habe ich doch jeden Frühling!“ war Clems unerwartete Antwort. Und siebzehn Frühlinge kenne ich Clem schon, ohne davon etwas gewußt zu haben, dachte Mrs. Miniver. Aber eigentlich war das ganz natürlich. Sie hatte schon lange bemerkt, daß Worte ihre Gefühle klärten, während sie die Gefühle Clems trübten. Vielleicht war das gerade gut. Wären sie beide in gleichem Maße mitteilksam, so bestünde die Gefahr, daß sie einander restlos verstehen könnten. Und ein gewisses Quantum von Nichtverstehen (keineswegs Miß- sondern Nichtverstehen) ist das ein-

zige Refugium, das ein Mensch dem anderen zu bieten vermag, inmitten der sonst verheerenden Intimität einer glücklichen Ehe.

Mrs. Miniver fand, jede Beziehung zwischen zwei Menschen sei wie zwei sich überschneidende Kreise; je größer die Überschneidung, – so scheint es auf den ersten Blick, – desto besser die Beziehung; doch das ist ein Trugschluß. Von einem gewissen Punkt an beginnt das Gesetz der Ernüchterung sich auszuwirken, und dann ist es schlimm, wenn es auf keiner Seite mehr Reserven gibt, die das gemeinsame Leben bereichern könnten. Wahrscheinlich ist die Beziehung dann vollkommen, wenn der Flächeninhalt der beiden äußeren Kreissegmente zusammen genau gleich groß ist wie der Flächeninhalt der blattförmigen Figur in der Mitte. Um das zu erreichen gibt es eine saubere, klare Formel in der Geometrie. Aber nicht im Leben. Mrs. Miniver hauchte verstohlen auf die Fensterscheibe und zeichnete mit dem Finger zwei Kreise; die aber überschnitten sich kaum, sondern schwebten im Nichts, – zwei gespenstische Monde, dem raschen Untergang geweiht. – Also

fügte sie noch Ohren und Schnurrbärte hinzu, und jetzt waren es siamesische Zwillingsskatzen. Plötzlich begegnete sie in dem kleinen Spiegel dem Blick des Chauffeurs, rieb hastig die Scheibe blank und tat so, als wolle sie die Landschaft betrachten.

„Es ist aber nicht so schlimm“, sagte Clem, der seinem eigenen Gedankengang gefolgt war, „er läßt sich doch immer wieder zu einem neuen Auftreten herbei, – jedes Jahr ein ‚Come-back‘.“

„Wer? – Ach ja – der Frühling! Du hast recht...“ Aber sie konnte keine Fröhlichkeit mehr aufbringen; denn soeben fuhren sie durch das Gittertor von Penzarron. Das war der aller-ärgerste Moment. Es gab kein Entrinnen mehr. Sie sprach sich selbst zu: In vier Tagen würden sie wieder auf dem Rückweg nach London sein und höchstwahrscheinlich die eine oder die andere neue Freundschaft geschlossen haben. Aber das konnte sie nicht trösten. Jedenfalls, dachte sie mit dem Versuch, sich an einen Strohalm zu klammern, jedenfalls hatte sie sich gerade einen wirklich phantastischen Morgenrock gekauft, eines von den zauberhaften Gebilden,

die man oft, im Schlafzimmer anderer Frauen zierlich ausgebreitet, mit schnellem, verlangenden Blick durch die Türe streift. Der Gedanke daran hielt sie aufrecht, während der Wagen durch eine Allee riesiger Rhododendronbüsche auf das Haus zuglitt.

Und dann war mit einmal die Feuerprobe vorüber, man war angelangt, und Leila Havlock machte die Minivers mit den anderen Gästen bekannt. Und der Empfangsapparat war eingestellt, der Sucherknopf drehte sich, drehte sich von Station zu Station, bereit, beim ersten klaren Akkord, den die Wellen brachten, zu verweilen. Die Musik konnte beginnen.

Mrs. Downce

Das Weekend nach den Schulferien war vorbei, und die Minivers blieben Starlings fern, damit Mrs. Downce das Großreinemachen ungestört durchführen könne. Als sie zum ersten Mal wieder hinfuhren war es schon Mitte Mai. Die Landschaft hatte sich verändert, hatte die kindlich herbe Grazie des Vorfrühlings verloren und war erfüllt von einer reiferen, ausgeglichenen, wenn auch noch immer jungfräulichen Lieblichkeit.

Mrs. Downce trat vor die Türe, – und sogleich wußte Mrs. Miniver mit dem fast krankhaften Ahnungsvermögen, das Liebenden und Hausfrauen eigen ist, daß etwas Unangenehmes passiert sei. Es war ihr noch nicht ganz klar, worauf die Schlechtwetterzeichen hindeuteten. Ob Mrs. Downce ein subjektives Unheil (das heißt: eine schwere Beleidigung ihrer Person)

oder ein objektives Unheil (eine Katastrophe im Hause Miniver) zu verkünden habe. Mrs. Miniver hoffte auf das letztere, da sie ja doch wußte, daß es nichts mit den Kindern zu tun haben konnte. Ein geplatztes Wasserrohr ist viel leichter zu behandeln als ein beleidigtes Gemüt. Aber wenn es nun doch die Kinder betraf? Vielleicht hatte man telephonierte während sie mit Clem unterwegs war . . .

„Alles in Ordnung?“ Sie zwang ihre Stimme zur Ruhe und streifte mit gespielter Lässigkeit die Handschuhe ab.

„Nun, Madam, ich fürchte, das kann ich denn wohl kaum behaupten.“ Mrs. Downce schwieg vielsagend.

(Na, vorwärts, du alte Närrin, spann' mich doch nicht auf die Folter – – welchem Kind ist etwas zugestoßen? Toby? Judy? Vin?) „So? Das höre ich nicht gerne. Was ist geschehen?“

„Nun, Madam, man kann nicht gerade sagen, daß etwas geschehen ist. Nur – es ist so ein schrecklicher Geruch da.“

Mrs. Miniver hätte beinahe laut heraus gelacht, so erleichtert fühlte sie sich.

„Ein Geruch? Wo?“

„Überall, Madam. Im ganzen rückwärtigen Teil vom Haus. Ein schröck-li-cher Geruch.“

Mrs. Miniver ging durch die Halle, öffnete die Türe, die zum Küchenkorridor führte und machte sie sofort wieder zu.

„Du lieber Gott!“ rief sie, „das ist ja unsagbar!“

In Mrs. Downces Gesicht trat der triumphierende Ausdruck eines Menschen, der einer Übertreibung verdächtigt worden ist und beweisen kann, daß er sich noch viel zu milde ausgedrückt hat.

„Downce meint, es sei der Abzugskanal. Seine Mutter ist an Typhus gestorben.“

Clem hatte den Wagen in die Garage gebracht und trat jetzt ein.

„Hör mal, Clem – du müßtest es doch wissen, – ist das der Abzugskanal, oder nicht?“

„Ich bin ein Architekt“, entgegnete Clem, „kein Inspektor vom Gesundheitsamt. Aber jedenfalls will ich einmal schnüffeln – – Herrgott!“ Auch er schloß entsetzt die Korridortüre.

„Ich und Downce, wir haben uns in die Bi-

bibliothek zurückgezogen, Sir, und gekocht haben wir auf Spiritus. Wir dachten, Sie würden wohl nichts dagegen haben, Sir.“

„Natürlich nicht. Aber warum, um Himmelswillen, haben Sie keinen Spengler geholt?“

„Zuerst dachten wir, es würde von selbst wieder vergehen“, erklärte Mrs. Downce. „Aber als es zu arg wurde, telephonierten wir Mr. Bateman. Das ist jetzt drei Tage her. Er macht ein neues Badezimmer, oben im Stadthaus, und Sie wissen ja, wie rücksichtslos die Handwerker hier unten sind, wenn sie mal viel zu tun haben. Denen ist es ganz einerlei, wenn man Typhus kriegt.“ Sie war eine Cockney, hatte aber nach Kent geheiratet. Die letzten fünfundzwanzig Jahre hatten sie in ihrer Überzeugung, daß alles außerhalb London eigentlich Zentralafrika sei, nur bestärkt.

„Niemand kriegt Typhus“, sagte Clem ungeduldig und ging ans Telephon.

„Es ist Samstag Nachmittag“, erinnerte ihn Mrs. Downce mit melancholischer Befriedigung. „Vor Montag können Sie niemanden erreichen“.

„Komm“, rief Mrs. Miniver, deren Neugier

schließlich stärker wurde als das Ekelgefühl, „wir wollen mal sehen, ob wir nicht herausfinden können, woher es kommt. Vielleicht liegt eine tote Ratte unter den Dielen.“

„Ein totes Schaf könnte es sein, nach dem Gestank zu urteilen“, brummte Clem, als sie mit zugehaltenen Nasen durch den Küchenkorridor gingen.

„Ein toter Elephant!“ übertrumpfte ihn Mrs. Miniver. Sie verfolgten den Geruch durch die Küche, den Abwaschraum und die Speisekammer bis in die schmale Kleiderablage neben der Gartentüre. Dort war er am ärgsten.

„Das buß doch vom Kandal komba“, näselte Mrs. Miniver. Doch Clem durchsuchte ahnungsvoll das Durcheinander von Regenmänteln, Spazierstöcken, Netzen, Angelruten und Golfschlägern; schließlich nahm er Vins Fischartasche von einem Haken an der Wand.

„Köder!“ stieß er hervor, „so ein Lausjunge!“

Sie trugen die Tasche in den Garten und leerten sie aus. Unter den Schwimmern, Bleikugeln, Angelhaken und anderen Habseligkeiten fan-

den sie auch zwei Blechbüchsen. Die eine enthielt Regenwürmer, die andere Sandwürmer, alles in einem unbeschreiblichen Zustand.

„Nein, wahrhaftig“, jammerte Mrs. Miniver, „das ist doch ein bißchen stark! Und dazu noch so eine Verschwendung! Ich habe ihm geholfen, die Regenwürmer auszugraben, damals, als wir nach Dungeness gingen. Beinahe zwei Stunden haben wir gebraucht.“

Clem machte ein grimmiges Gesicht. Er holte eine Schaufel aus dem Geräteschuppen und vergrub die Köder tief im Küchengarten. Dann ging er ins Haus und schrieb einen Brief an Vin. Aus der Muße, die er sich dazu nahm und aus dem Ausdruck seiner Schulterblätter schloß Mrs. Miniver beunruhigt, daß er diesmal vielleicht doch etwas zu streng mit Vin verfahren mochte. Doch als er sich in seinem Sessel zurücklehnte, um das Geschriebene noch einmal zu überlesen, sah sie, daß der Brief über den ganzen Rand hin vollgezeichnet war mit Clems charakteristischen, nadelfeinen Karikaturen; da wußte sie, daß alles in Ordnung war. Und als Mrs. Downce den Tee brachte, bemerkte sie lie-

benswürdig, als hätte sie eben erst diese Entdeckung gemacht, Jungens seien eben Jungens. Mrs. Miniver aber atmete wieder frei. Alles Niederdrückende war verschwunden, ein schönes Weekend stand ihnen bevor.

E h e p a a r e

„Die Danbys könnten wir einladen“, sagte Mrs. Miniver beim Frühstück und blätterte in ihrem Adreßbuch. Sie hatten von Clems Vater eben einen großen Lachs geschickt bekommen und wollten zu dieser Gelegenheit ein paar Leute zum Dinner bitten.

„Na – ja . . .“ Clem zögerte. „Mit Nigel wäre ich sehr gerne wieder mal zusammen, aber Helen mag ich nicht. Sie geht mir auf die Nerven.“

„Vielleicht die Pritchards?“

„Dieselbe Sache. Nur umgekehrt. Mit Sara kann man sich großartig unterhalten, aber Clive spricht nur von Geschäften. Bei dieser Hitze ist Clive wirklich schwer zu ertragen. Hör mal, – ich muß mich jetzt rasieren. Wenn dir etwas Gescheites einfällt, dann ruf mir's hinüber.“

Mrs. Miniver legte ihr Adreßbuch hin und goß sich noch etwas Tee ein. Dabei fiel ihr Blick auf einen Artikel in der Zeitung, die Clem eben weggelegt hatte: „Eheprobleme.“ Sie durchflog den ersten Absatz:

„Ich habe nicht die Absicht, die Ehe zu verdammen. Niemand behauptet, daß sie eine vollkommene Einrichtung sei; aber bis jetzt hat auch noch niemand eine bessere erfunden. Die schlechteste Ehe ist selten ganz hoffnungslos, die beste kann das Paradies sein. Die meisten verheirateten Menschen sind weder glücklicher noch unglücklicher als sie es wären, wenn sie nicht geheiratet hätten. Sie können zwar nicht mehr auf abenteuerlicher Fahrt durch die Welt segeln, – andererseits aber gibt es für sie auch nicht diese gottverlassen einsamen Abende, an denen man erschrickt, wenn nur das Holz im Kamin knackt – – –“

Ganz nett in seiner Art, dachte Mrs. Miniver, jedenfalls mit mehr Takt und Leichtigkeit geschrieben als die meisten Abhandlungen über dieses abgegriffene Thema. Natürlich war auch

dieser Artikel mit Dreiviertel-Wahrheiten vollgestopft. Sie wollte ihn nachher zu Ende lesen, sobald sie die Dinner-Frage erledigt hatte.

Wieder vertiefte sie sich in das Adreßbuch. Die Frants? Die Palmers? Wahrhaftig, die Ungleichheit von Ehepaaren ist jammervoll! Wie Grammophonplatten mit einem herrlichen Musikstück auf der einen Seite und einem gleichgültigen Füllsel auf der anderen, das man mit in Kauf nehmen muß, ob man will oder nicht. Bei Ehepaaren ist es allerdings nicht möglich, die langweilige Rückseite einfach zu ignorieren; man muß sie durchspielen bis zum bitteren Ende und zwar genau so oft wie jene Seite, die man liebt. Wie sinnlos ist doch diese Konvention, die trotz aller moderner Lockerung noch erstaunlich streng verbietet, einen Ehepartner ohne den anderen einzuladen. Sogar wenn alle beide reizend waren, hatte Mrs. Miniver oft den Wunsch, sie an verschiedenen Tagen bei sich zu sehen. Wenn nämlich dieses heikle Gesellschaftsspiel der Dinner-Konversation wirklich vollendet durchgeführt werden soll, dann ist es unbedingt nötig, daß jeder Mitspieler freie

Hand hat. Er muß sich ungeniert verstellen dürfen, muß kühne Behauptungen aufrechterhalten und gefährliche Situationen skrupellos ausbalancieren können. Er muß imstande sein, kleinliche Wahrheiten der großen Kunst des Erzählens zu opfern. Und das alles wird durch die Anwesenheit des Ehepartners äußerst erschwert. Freilich, eine zivilisierte Gattin wird sich hüten, mit Einwürfen, wie „Aber nein, Liebling, das war doch am Donnerstag!“ herausplatzen. Doch sie wird möglicherweise ihr Brot zerkrümeln und seltsam dreinsehen. Natürlich kann es auch umgekehrt sein, und der Ehemann zerkrümelt sein Brot, dachte Mrs. Miniver, da ihr plötzlich wieder Clive und Sara einfielen.

Clem kam zurück. „Na, Glück gehabt?“

„Absolut nicht. Alle Ehepaare, denen wir eine Einladung schulden, sind hoffnungslos unsymmetrisch.“

„Ich wollte bei Gott“, rief Clem, „wir wären so tapfer wie die alte Lady J. Sie lädt einfach die netten Ehehälften zu einer Gesellschaft ein und die Langweiler zu einer anderen.“

„Ich weiß. Und meistens bekommt sie Schnupfen und sagt die Gesellschaft der Langweiler im letzten Moment ab. Na ja, Lady J. ist ein Charakter. Solche Dinge kann man sich nur erlauben, wenn man ein Charakter ist.“

„Ach, es wird schon am besten sein, alle zusammen einzuladen. Dann kannst du mit Nigel plaudern und ich mit Sara, – und Helen und Clive können zusammen einen Bund der Langweiler schließen.“

„Einverstanden!“ Erleichtert klappte Mrs. Miniver das Adreßbuch zu. Warum, – überlegte sie, – warum befassen sich die Eheartikel-schreiber nur mit den Schwierigkeiten der Eheleute selbst und nie mit den Problemen, die den Freunden daraus erwachsen? Und zum tausendsten Mal dachte sie, daß eine Heirat für alle Welt (die Beteiligten natürlich ausgenommen) nichts als Ärgernis bedeute. Mit einem einzelnen Menschen hat man es leicht; entweder man schließt Freundschaft mit ihm oder man ignoriert ihn. Aber eine Eehälfte ist eigentlich gar kein richtiges menschliches Wesen, sie ist etwas mehr im Fall einer glücklichen

Ehe und etwas weniger im Fall einer unglücklichen. Jedenfalls ergeben sich neue Verwicklungen in der komplizierten Angelegenheit, die eine Freundschaft an und für sich schon ist. Es war, wie Clem einmal bemerkt hatte, als wolle man mit einem der Siamesischen Zwillinge Tarentella tanzen.

Vor Jahren hatte er das gesagt, noch vor ihrer Heirat. Aber dieser Satz blieb ihrem Gedächtnis eingeprägt, und eines ihrer heimlichen Ehegelübde war, sich für ihre Freunde nicht in Siamesische Zwillinge zu verwandeln. Hatten sie es durchgeführt? Das können nur die Freunde beurteilen. Aber wenigstens waren sie sich der Gefahr bewußt, und das ist schon etwas.

Die Fahrt nach Schottland

Obwohl sie seit fünfzehn Jahren jeden Sommer nach Schottland fuhren, fühlten sie doch immer ein Prickeln der Erregung, sobald sie am Ende von Finchley Road zu dem Wegweiser kamen, der nach links zeigte und auf dem kurz und bündig „Norden“ stand. Es war wie die Überschrift zu dem Kapitel ihrer Ferien.

Sie fuhren immer um sieben Uhr morgens los und wechselten am Steuer ab; jeder chauffierte ungefähr fünfzig Meilen, dann kam der andere dran. Dies Jahr war Clem zuerst an der Reihe. Damit war Mrs. Miniver sehr zufrieden; denn so kam sie in der langweiligen Ebene zwischen Biggleswade und Stamford ans Steuerrad und konnte während der darauffolgenden Strecke, die sich am östlichen Rand der Dukeries hinzieht, als freier Passagier die Schönheiten der

Gegend betrachten. Es ist eine weit hingebreitete, üppige Schönheit, die irgendwie georgianisch anmutet; man stellt sich unwillkürlich großlockige Perücken und alten Portwein vor. Wahrscheinlich etwas bedrückend, wenn man dort leben müßte; gleitet jedoch die Landschaft sanft und schnell an einem vorüber, wie ein reichgestickter, tiefgrüner Gobelin, dann wirkt sie äußerst angenehm. In Retford tauschten sie wiederum die Plätze. Nun mußte Mrs. Miniver den Wagen durch Doncaster lenken, die einzige große Stadt auf dem ganzen Weg. Nachher aber hatte sie leichte Fahrt durch das flache Land von York bis nach Boroughbridge, wo sie anhielten um zu lunchen. Das schönste war, daß Clem nun für Leeming Lane an die Reihe kam, eine fünfzehn Meilen lange, pfeilgerade Strecke, die er leidenschaftlich gern fuhr und der er auch gerecht werden konnte, während seine Frau sich zurücklehnte, das tolle Tempo genoß und dankbar war, nicht selbst am Volant zu sitzen.

Bei Scotch Corner bogen sie nach links und fuhren auf Bowes zu. Dies war die Stelle, wo

ihrem Gefühl nach der „Norden“ tatsächlich seinen Anfang nahm, wenn schon nicht in geographischer, so doch in geistiger Hinsicht. Denn endlich hatten sie die Ebene hinter sich gelassen und fuhren bergauf.

Hier ist das Land völlig verändert; hier tönt das Blöken der Schafe und das Pfeifen der Brachvögel, hier kleben kleine, schräg durcheinandergewürfelte Felder an steilen Hängen, rohe Steinmauern ziehen sich durch das Weideland, und einsam stehen Bauernhäuser, von riesigen Sykamoren überschattet.

Auf einer Anhöhe erinnerte sich Clem: „Da haben wir vor zwei Jahren die Zigeuner gesehen.“

„Ich weiß, eben habe ich daran gedacht. Die Zigeuner mit dem scheckigen Pferd.“

Im Geist sahen sie die Landkarte der ganzen Strecke dicht besteckt mit bunten Fähnchen der Erinnerung. Schon gab es Dutzende davon, und jedes Jahr kamen neue hinzu. Ein solches Erinnerungsfähnchen steckte zum Beispiel unweit von Colsterworth, wo ihr erster Wagen (ein Rollschuh mit zwei Zylindern, klappernden

Ventilen und halb enthüllten Eingeweiden, lieb und gutwillig, aber allzusehr aus zweiter Hand) seine Stoßstange verloren hatte; nach langem Suchen fischten sie das Ding eine Viertelmeile weiter rückwärts aus dem Straßengraben. Ein anderes Fähnchen gab es an der Stelle, wo ihr drittes Auto (eine niederträchtige, schwarze Bestie dunkler, kontinentaler Herkunft, der einzige wirklich unanständige Wagen, den sie je besessen) ihnen ein bösesartiges Schnippchen geschlagen und sie vierzehn Stunden lang in einer Reparaturwerkstatt am Weg festgehalten hatte. Den ganzen Tag hindurch hatte es geregnet, und sie spielten auf dem Autokoffer unzählige Partien Pikett. Clem hatte zweimal nacheinander 30 gemeldet und Capot gemacht.

Fähnchen gab es auch an all den Orten, wo sie Picknick gehalten hatten, eines stak dort, wo voriges Jahr dieser besonders schöne, doppelte Regenbogen erschienen war; und eines wehte an jener Stelle, wo sie einmal, als sie eben um eine scharfe Kurve bogen, einen Mann in einem parkenden Wagen entdeckt hatten, der hastig seinen falschen, schwarzen Bart abnahm. Ein

rätselhaftes Erinnerungsfähnchen, fünf Jahre alt. Natürlich hatten sie damals im nächsten Seitenweg gelauert, um den Mann vorüberfahren zu lassen und waren ihm dann meilenweit gefolgt. Doch bei der Kreuzung von Rotherham bog er nach Barnby Moor ab, und so erfuhren sie nie, ob sie das Nachspiel zu einem Verkleidungsscherz beobachtet hatten oder ein Stück wirklichen Gangstertums.

Die Straße ging jetzt ständig bergauf. Hier begannen die Knochen der Erde aus dem Gras hervorzubrechen und bildeten felsige Spitzen und Buckel. Noch weiter oben gab es überhaupt keine Felder mehr sondern nur nacktes Moor. Als sie die Höhe erreicht hatten, halbwegs zwischen Bowes und Brough, hielten sie, ihrer langjährigen Gewohnheit folgend, an und stiegen aus, um die Beine zu strecken, eine Zigarette zu rauchen und die Aussicht zu genießen. Hier standen sie auf Englands Rückgrat, beinahe fünfhundert Fuß über dem Meeresspiegel; Yorkshire lag hinter ihnen, Westmorland vor ihnen, Hunderthwaite Moor und Teesdale im Norden, Stainmore Forest und Arkengarthdale im Sü-

den. Nach dem monotonen Summen des Motors wirkte die Stille beinahe beängstigend. Die Luft war messerscharf und kräuterfrisch. Die üppige, mütterliche, reif blühende Landschaft des Südens, durch die sie am Morgen gefahren waren, schien unendlich fern. Während sie räumlich nach Norden vordrangen, so dachte Mrs. Miniver, waren sie in der Zeit zurückgeglitten, hatten das Unwandelbare gewandelt und im Hochsommer den Frühling wiedergefunden. Durch welche analoge Reise der Seele, – so grübelte sie, – durch welche weise Pilgerfahrt des Herzens würde man wohl... aber sie konnte dieses Gleichnis nicht bis ans Ende verfolgen, es entschlüpfte ihr wie der Mann mit dem falschen Bart.

Clem hatte seine Zigarette ausgeraucht und zertrat sie sorgfältig mit dem Absatz; denn das Gras war dürr wie Zunder. Sie stiegen wieder ein und wußten, daß eines ihrer liebsten Erinnerungsfähnchen nun tiefer denn je eingepflanzt war. Mrs. Miniver schaltete die Kuppelung ein. Die lange Abfahrt nach Appleby begann. In dem konvexen Sucherspiegel sah sie die Weg-

stelle, an der sie gerastet hatten, blitzschnell entgleiten. Und Mrs. Miniver sagte sich, daß man der Zukunft nur dann erfolgreich entgegensteuern kann, wenn man ein kleingerahmtes, klares Bild der Vergangenheit mit sich führt.

Der zwölfte August

Archie McQuern klopfte seine Pfeife an einem Stein aus und streifte sich die Pastetenkrümel vom Kilt. „So, ich denke, wir machen uns wieder auf die Beine.“

Er raffte sich aus dem Heidekraut empor und stieß einen Pfiff aus. Beß, die junge schwarze Vorstehhündin, sprang hoch; Duke und Reiver, die braun und weiß gefleckten Rüden, erhoben sich etwas umständlicher, wie es ihren Jahren und ihrer Erfahrung entsprach. Alle drei standen da und blickten mit komischen, eckigen Gesichtern zu ihrem Herrn auf. Da sieht man wieder, – dachte Mrs. Miniver, während sie sich gegen den Steinwall zurücklehnte und ihren Schwager betrachtete, – da sieht man wieder, wie vorsichtig man die Tiere auswählen muß, mit denen man sich umgibt. Archie, groß, kno-

chig, mit kastanienbraunen Haaren, züchtete schon seit zwanzig Jahren Vorstehhunde; nun war er von Duke kaum mehr zu unterscheiden. Und seine älteste Tochter Alison, die schwarzhaarig war und ihm bei der Dressur half, fing schon an, eine deutliche Ähnlichkeit mit Beß zu zeigen, besonders um die Augen herum. Gewiß, es gibt Schlimmeres, dem man ähneln könnte, dachte Mrs. Miniver; Vorstehhunde haben immerhin ganz interessante Gesichter, intelligenter und weniger sentimental als andere Jagdhunde. Und Mrs. Miniver überlegte flüchtig, ob die schmalen Kiefer und vorstehenden Zähne, die bei den Engländern leider so häufig vorkommen, vielleicht weniger von Vererbung herkommen, als von der Sitte, während der ein-drucksfähigen Kindheit Kaninchen zu halten. Gibt man einem Volk andere Lieblingstiere, so gibt man ihm möglicherweise eine andere Physiognomie; doch im Augenblick fiel ihr kein hübscher, vielversprechender Ersatz für Vorstehhunde und Kaninchen ein.

„Danke, nein“, sagte sie als Antwort auf eine Frage ihres Schwagers, „ich werde, glaub’ ich,

durch den Laosgainn-Wald nicht mitgehen. Ich bleibe mit Susan hier, und wir treffen euch wieder, wenn ihr durch Low Moor geht.“

Der Vormittag war unterhaltsam aber anstrengend gewesen. Archie feierte die Eröffnung der Jagdsaison nicht wie die meisten schottischen Gutsherren mit einer Treibjagd, sondern er gab sich zuerst mindestens zwei Wochen lang dem edleren Sport des Pürschens mit Hunden hin. Also bedeutete der Zwölfte August in Quern für die Zuschauer kein damenhaftes Herumsitzen auf dem Hochstand mit elegant gepudelter Nase. Man mußte sich vielmehr auf einen langen, derben Marsch gefaßt machen, der zeitweise durch wildes altes Heideland führte. Mrs. Miniver hatte große Freude daran, besonders jetzt, da sie außer Clem auch noch Vin beim Schießen zusehen konnte. Trotzdem war sie immer sehr zufrieden, wenn es ihr gelang, sich zu drücken, während die anderen den steilsten Teil des Reviers durchstreiften.

Die Jäger verschwanden jenseits des Steinwalls. Der mit leeren Lunchkörben und mit der Jagdbeute des Vormittags beladene Stellwagen

schwankte in den Räderfurchen wie eine trunkene Biene. Die beiden Frauen ließen sich im Schatten einiger Ebereschen auf einem kleinen Grashügel nieder. Der Wind hatte sich völlig gelegt. Man vergißt immer wieder, wie heiß es im Hochland sein kann. Ben Cailleach und die anderen Berggipfel schimmerten in der Sonne. Dort unten ragte das graue Dach von Quern House zwischen den Tannen hervor, eine kerzengrade Rauchsäule stieg aus dem Küchenkamin auf. Etwas tiefer lag der kleine Talgrund mit seinen vielen Heuschobern, und noch tiefer unten waren Judy und Toby zusammen mit ihren beiden jüngeren Cousins eifrig damit beschäftigt, den Bach einzudämmen. Es war gut für ihre Kleinen, dachte Mrs. Miniver, eine Zeitlang dieser Familie anzugehören, deren Mitgliedzahl größer und deren Intensität geringer war.

Ihr Blick kehrte aus der verschwommenen Ferne zurück zur klaren Nähe und fiel auf Clems Schwester, die, ihren Rücken fest gegen einen Eschenstamm gelehnt, zu stricken begonnen hatte.

„Susan“, rief Mrs. Miniver, „wo kommt diese Strickerei her? Ich schwöre, noch vor einer Minute hast du keine bei dir gehabt. Ich glaube fast, du zauberst die Handarbeiten aus der Luft, so wie Taschenspieler brennende Zigaretten.“

„Nein“, lachte Susan, „sie wachsen mir aus den Fingerspitzen wie der Faden aus der Spinne. Wahrhaftig, ich bin innen ganz aus Wolle. So wird man, weißt du, wenn man ständig im Hochland lebt.“

„Jedenfalls ist es großartig von dir, daß dir die Strickerei nicht zum Hals herauswächst.“

„Da sorgen Douglas und Foulis schon dafür“, entgegnete Mrs. McQuern lakonisch.

Mrs. Miniver legte sich nieder, um die Farben der Hügel besser betrachten zu können. Im Vordergrund des Bildes stand ein Ginsterstrauch in voller Blüte, zwei Finken wiegten sich in seinen Zweigen. Hoch über ihnen woben ein paar weiße Schmetterlinge zarte, kokette Muster in der Luft. Ein Idyll, – eine chinesische Seidenmalerei. Eine verzauberte, friedvolle Oase an diesem Tag des organisierten Tiermordens.

„Schon gut – so redest du jetzt“, wandte sie sich wieder an ihre Schwägerin, „aber du weißt ganz genau, daß du um nichts in der Welt irgendwo anders leben möchtest als hier. Ich glaube, du bist unbeschreiblich – du bist restlos zufrieden!“

Susan lachte in sich hinein. „Nicht immer. Nicht, wenn sich die Köchin am elften August das Bein bricht.“

„Ach, jeder Mensch hat seine Katastrophen. Es kommt nur darauf an, daß man innerlich ausgeglichen ist, sodaß man mit den Katastrophen fertigwerden kann. Ich glaube, das habe ich vorhin gemeint. Du bist nicht nur zufrieden, Susan, sondern vor allem ganz wunderbar ausgeglichen.“

„Ah – bah! Das bist du doch auch. Genau so ungern, wie ich mit dir tauschen würde, würdest du mit mir tauschen.“

„Höchstens für kurze Ferientage.“

„Ebenso wichtig, wie den richtigen Menschen zu heiraten ist es, in das richtige Leben hineinzuheiraten.“

Na, dachte Mrs. Miniver, das stimmt nicht

ganz. Aber es langt für einen so heißen Tag, nach dem Lunch. Sie schloß die Augen und behielt die chinesische Malerei unter den Lidern.

„Horch“, rief Susan plötzlich, „ein Schuß“!

Mrs. Miniver öffnete nochmals für einen Moment die Augen. Acht weiße Flügel lagen auf dem Gras unter dem Ginster verstreut. Die Finken sahen aus, als wären die Schmetterlinge in ihren Schnäbeln eine recht zähe Speise. Aber es war zu heiß, um sich die Moral zu der Geschichte auszudenken. Mrs. Miniver machte die Augen wieder zu und schlief ein.

Spiele

Sie gingen alle zu den Spielen von Crurie, freilich nicht alle aus dem gleichen Grund. Archie McQuern ging hin, weil er fand, daß es für ihn schicklich sei, zu gehen; und Susan ging hin, weil Archie fand, daß es für sie schicklich sei, zu gehen. Die drei Miniver-Kinder und die vier jüngeren McQuerns gingen wegen der Schaubuden, die man auf dem Feld errichtet hatte. Alison, die Älteste, ging, weil die Ardbennies bestimmt auch gehen würden und weil sie wußte, daß Jock Murray auf Urlaub daheim war. Miss Bates, die englische Gouvernante, die zum ersten Mal in Schottland war, ging, weil ihre Urgroßmutter Gillespie geheißen hatte und weil die Klänge des Dudelsacks sie immer so merkwürdig und angenehm erregten. Clem ging, weil er überhaupt gerne etwas unternahm, und Mrs. Miniver ging, weil sie aus irgendeinem

unerklärlichen Grund die Hochland-Spiele liebte.

„Das verstehe ich nicht“, wunderte sich ihre Schwägerin, „nie hätte ich gedacht, daß dir so etwas liegt. Wenn man denkt, wie ungern du Cricket hast!“

„Das ist es ja eben“, versuchte Mrs. Miniver zu erklären, „die Spiele sind eben nicht Cricket. Eigentlich sind es überhaupt keine Spiele, sondern Athletikübungen. Kein geheiligter Sportsgeist herrscht bei diesen Veranstaltungen, keine Feierlichkeit, kein Mannschaftsehrgeiz, keine Wichtigtuerei, als wäre es die Schlacht von Waterloo. Es kommen einfach ein paar ganz gewöhnliche Männer zusammen, von denen jeder einzelne still für sich versucht, schneller zu laufen, höher zu springen und weiter zu werfen als die übrigen, aus keinem anderen Grunde, als um den Preis von dreißig oder vierzig Schilling zu gewinnen und im ‚Crurie Herald‘ erwähnt zu werden. Das Ganze ist vielleicht nicht sehr heroisch, aber von sympathischer Ehrlichkeit.“

Und schön ist es auch, dachte Mrs. Miniver entzückt, als gerade einer der Springer sich,

auf seine Stange gestützt, schwebend empor-
schwang, eine unvorstellbare Höhe erreichte
und sanft wieder zur Erde glitt, als sinke er
durch Wasser. (Hochsprung kam ihr merkwür-
digerweise immer vor wie eine Zeitlupenauf-
nahme.) Der Springer war mager und hohlwan-
gig. Er trug einen fadenscheinigen Sweater und
verwaschene blaue Shorts. Jetzt richtete er sich
auf, schlenderte zum Startplatz zurück und zog
ein paar Hosen über. Der vorletzte Teilnehmer
streifte die seinen gerade ab. Sie waren alle völ-
lig ungeniert. Miss Bates machte ein Gesicht als
wisse sie nicht, wohin mit sich.

„Die Armen, – es muß ihnen ja furchtbar kalt
sein“, sagte sie schließlich, indem sie sich zur
Toleranz entschloß.

Tatsächlich war es für Mitte August recht
kühl. Der gelegentlich durchbrechende Sonnen-
schein war so wenig überzeugend wie ein ge-
zwungenes Lächeln. Ein kleiner, scharfer Wind-
stich öfters über die Tribünen hin, trieb die
Hände in die Taschen und stellte die Mantel-
kragen über die Ohren.

Applaus flatterte auf. Eine Ankündigung

dröhnte aus den vier Lautsprechern, die Rücken an Rücken klebten wie die Blüten des Bisamkrautes. Mrs. Miniver wandte sich an ihren Schwager:

„Was war das? Ich habe es nicht verstanden.“

„Hammerwerfen“, erklärte ihr Archie, „Willie Muir wird versuchen, den Rekord zu brechen. Er ist der Grobschmied des Dorfes.“

Mrs. Miniver faßte Miss Bates' Arm und zeigte auf die andere Seite des Feldes. Muir war ein mächtiger Mann. Die Brustmuskeln schwollen ihm unter dem dünnen Unterleibchen, und sein Kilt hatte den Umfang einer Tonne. Er trat vor, rieb sich die Hände, stemmte die Zehen in den Boden um einen festen Stand zu haben und ergriff das Heft des Hammers.

„Du meine Güte!“ rief Miss Bates erschrocken, als er anfang, den Hammer um Kopf und Schultern zu wirbeln, zuerst langsam, dann immer schneller und schneller. „Sehen Sie doch nur! Dicht hinter ihm sitzen Leute! Wenn er nun im falschen Moment losläßt...?“

Wie unter einem Zwang hatte sich das auch

Mrs. Miniver oft mit Entsetzen vorgestellt; aber anscheinend passierte es nie. Der Hammer wirbelte jetzt blitzschnell herum, und schließlich drehte sich Muir mit einem grunzenden Stöhnen im Kreis – und zweiundzwanzig Pfund Eisen flogen durch die Luft und landeten mit dumpfem Aufschlag dicht vor dem Preisrichter. Ein Beifallssturm brach los. Zwei Männer maßen die Entfernung mit einem Band ab. Sie betrug, so wurde verkündet, vierundneunzig Fuß, – also drei Zoll mehr als der bisherige Rekord. Der Applaus verdoppelte sich.

„Das ist es wohl, was sie ‚Caber-Schleudern‘ nennen?“ fragte Miss Bates. „Oder sagt man ‚Cabber‘?“

„‚Caber‘“ erwiderte Mrs. Miniver. „Nein, das ist es nicht. Aber das werden Sie wahrscheinlich sofort zu sehen bekommen.“

Die Pfeiler der Tribüne, die mit Heideblumen (unter denen ganz unmotiviert da und dort ein paar Dahlien steckten) geschmückt waren, rahmten ein Bild ein, auf dem inzwischen verschiedene andere Spiele stattfanden. Mehrere Männer versammelten sich eben zum 600 Yard

Handikap. Wie die meisten Läufer vor dem Rennen glichen sie einer Reihe Verbrecher aus einem Gangsterfilm; durch den Startschuß aber wurden sie in griechische Götter verwandelt. In der anderen Ecke des Feldes krampften sich zwei Ringer in einer intimen Haltung des Catch-as-catch-can-Stils aneinander. Miss Bates wandte schnell die Augen ab. Der vierfache Lautsprecher verkündete, daß jener hohlwangige Mann im Hochsprung mit zehn Fuß neun Zoll gesiegt habe. In der Ferne spielte die Dampforgel eines Karussells sentimental und keuchend „My Lily of Laguna“. Und auf der kleinen hölzernen Plattform gerade vor der Tribüne balancierten zwei Männer in Hochlandstracht, um einen Schwerttanz vorzuführen. Der eine war klein und dünn mit hellen Augen wie Alan Breck. Er trug einen Kilt in den auffallenden schwarzgelben Farben der Familie MacLeods und einen Wacholderzweig auf der Mütze. Der andere war jünger und größer. Sein Kilt war dunkelgrün kariert. Seine Lippen waren von einem fast unmerklichen, steten Lächeln geteilt.

Die Dudelsackpfeifen gellten auf. Ihr wilder, drängender Rhythmus erstickte die schwachen Geräusche der Festwiese. Die beiden Tänzer bewegten sich elegant, kraftvoll und mit leidenschaftlicher Präzision. Ihre Füße in den spitzen, weichen Schuhen huschten mit unfehlbarer Sicherheit zwischen den gekreuzten Klingen und Scheiden umher, diesseits, jenseits, drüber weg und drum herum. So vollführten sie das alte, komplizierte Ritual, von dem ihre Vorväter geglaubt hatten, daß es Unverwundbarkeit im Kampf bedeute, wenn es am Vorabend einer Schlacht glücklich zu Ende gebracht werden konnte. Heute aber empfanden sie, wenn sie einen Fehler machten und mit den Zehen den Stahl berührten, nur Bedauern über den Verlust des Preisgeldes und nicht die kalte, herzerstarrende Gewißheit des bevorstehenden Todes.

Trotz seiner Größe war der jüngere Tänzer geschmeidig wie eine Katze, und immer noch lächelte er ein wenig. „Alan Breck“ surrte umher wie eine Wespe in seinen leuchtenden, schwarzgelben Farben. Unerträglich schrill begleitete die Musik die letzten Schritte. Mrs. Mi-

niver sah alles nur mehr durch einen Nebel. Jeder ist ein Heiliger, dachte sie mit einem Gefühl der Selbstverteidigung, der einen Schwerttanz ruhig bis zu Ende ansehen kann, – es sei denn, seine Urgroßmutter habe Gillespie geheißt...

Abschied im Herbst

„Wo ist denn nun eigentlich Vin?“ fragte Mrs. Miniver. Der Wagen, in dem sie alle von Starlings nach London fahren sollten, stand bereit. Der Gepäckträger ging beinahe über von all den wohlbekannten Requisiten, die bei einer Reise mit Kindern unerlässlich sind. Selbst Clem, der ein Genie im Packen war, konnte es nicht ändern, daß die Ladung aussah wie ein kubistisches Füllhorn. Clem saß am Volant, Nannie auf dem Rücksitz mit Toby auf den Knien und Judy dicht neben ihr, damit Vin noch Platz habe. Aber Vin selbst war nirgends zu sehen.

„Ein unmöglicher Junge“, sagte Clem liebenswürdig, „ich habe ihm doch gesagt, wann wir abfahren.“

„Er ist gleich nach dem Frühstück mit dem

Rad fortgesaust“, berichtete Judy, „er wollte sein Messer holen. Er hat es gestern in Pound Mill beim Fischen vergessen.“

„Vielleicht ist er inzwischen schon durchs Gartentor hereingekommen“, meinte die Mutter. „Mrs. Downce, Sie könnten nachsehen, ob er in der Küche ist, und ich will im Kinderzimmer suchen.“

Sie ging ins Haus zurück, das schon dieses gewisse unbeschäftigte Aussehen der Häuser angenommen hatte, deren Besitzer verreist sind; wie ein dienstfreier Beamter, der sich anschickt, die steife Uniform abzulegen und in eine bequeme Hausjacke zu schlüpfen.

Das Kinderzimmer war leer. Doch wie die salzige Spur, welche die Ebbe am Strand zurückläßt, waren überall die deutlichen Spuren der Kinder, ihrer Spiele, Freuden und Mühen zu finden. Dieses Strandgut der Ferien hatte sich als sie älter wurden zwar nicht verringert, aber seinen Charakter etwas geändert. Es gab jetzt weniger Steine und Holzstücke, obwohl Toby noch immer durchlöchernte Kiesel sammelte und Stöcke, die durch das Geißblatt spi-

ralförmig gebogen waren. Außerdem lagen aber jetzt noch andere Gegenstände herum, zum Beispiel leere Patronenhülsen. (Vin hatte sie auf der Kaninchenjagd verschossen, und Toby las sie auf und verwendete sie für ein kompliziertes, schachartiges Spiel, das er mit sich selbst auf den Quadraten des Kinderzimmer-Linoleums spielte.)

Auf dem Fensterbrett lagen ein paar Strähnen bunter Wolle, Seide und Flitter, einige zerbrochene Federn und die Klammer eines kleinen Schraubstocks. Vin hatte gestern abend versucht, künstliche Fliegen anzufertigen. Doch da ihm das nötige Material fehlte, hatte er sich mit dem Inhalt des Puppenschrankes begnügen müssen und hatte mit großem Geschick etwas zustande gebracht, das eigentlich eine Alexandra-Fliege hätte darstellen sollen, das aber, wie er selbst zugab, eher wie ein Rothaut-Fetisch aussah.

Judys Spuren waren nicht so auffallend. Ihre Tätigkeit war meistens ganz persönlich und brauchte wenig Hilfsmittel. Doch wenn auch sie von der Manie der Knaben, etwas anzufer-

tigen, ergriffen wurde (was mitunter geschah), dann war sie noch leidenschaftlicher bei der Sache als ihre Brüder. Kürzlich hatte jemand in der „Kinderstunde“ erklärt, wie man aus einem Weizenhalm eine Flöte zurechtschneiden kann. Habe man keinen Weizenhalm bei der Hand, dann könne man auch ein Trinkröhrchen aus Stroh dazu verwenden und das eine Ende mit einem Tropfen Siegelack zukleben. In der Umgebung von Starlings gab es nur Weideland und Hopfenpflanzungen. Also erbettelte sich Judy von Mrs. Downce ein Päckchen Strohhalm und verbrauchte sie samt und sonders. Das Zünglein einzusetzen war noch ziemlich leicht. Doch der Versuch, die sechs Löcher so anzubringen, daß sie die Skala von D bis H ergaben, erwies sich als eine endlose Reihe von Bemühungen und Mißerfolgen, ärgerlich für sie selbst und qualvoll für ihre Zuhörer. Sie schnitt sich in die linke Hand und verbrannte sich die rechte. Der Fußboden bedeckte sich mit Strohschnitzeln (dort, unter dem Tisch lag jetzt noch eines). Ungefähr jede halbe Stunde ertönte eine zögernde, tremolierende Kadenz, voll von Vierteltönen

und sonstigen exotischen Intervallen. Dem folgte ein Seufzer, – und Judy zerschnitt die mißlungene Flöte und warf sie fort. Dann aber hob sie das Mundstück wieder auf und bewahrte es fürsorglich als Pfeifchen für Toby. Doch am nächsten Tag, gerade als es Zeit war, schlafen zu gehen, brachte sie eine Flöte zustande, auf welcher sie (wenn sie das A ein wenig stärker blies) das schöne Lied „Drink to Me Only“ deutlich erkennbar spielen konnte.

Zufällig war gerade dieser Tag voll großer Spannung, Angst und Sorge für die Erwachsenen gewesen; denn die Drohung des Krieges lag wie Gewitterschwüle in der Luft. Und Mrs. Miniver hatte einen seltsamen Trost darin gefunden, Judys kleines, eifriges Gesicht zu beobachten, wie es sich Stunde um Stunde über die heikle, fesselnde Arbeit beugte. Die internationale Stimmung mag sich erhitzen oder abkühlen; das kreisende Kaleidoskop der Zeit mag die bunten Splitter menschlichen Glaubens in immer neue Ornamente, immer neue Ideologien wandeln; doch daß die vibrierende Luftsäule in einem Rohr von bestimmter Länge ein klares C

hervorbringt – das ist eine der unerschütterlich feststehenden Tatsachen. Und die Gelehrten sind ja nicht schuld daran, daß die Menschen, für die sie ihre Flöten machen, so gefährliche Melodien darauf spielen – nicht wahr?

Sie kehrte zum Wagen zurück, und im selben Augenblick kam Vin völlig außer Atem vom Fahrrad-Schuppen her.

„Verzeihung“, murmelte er kurz und kletterte auf den Sitz neben Judy. Auch Mrs. Miniver stieg ein. Der Wagen fuhr los, fuhr durch gewundene Heckenwege auf die Hauptstraße. Es war wirklich herzzerbrechend, an einem solchen Tag vom Land Abschied nehmen zu müssen. Die Luft war warm und doch frisch. Mit geschlossenen Augen hätte man glauben können, es sei ein Morgen anfangs Mai. Die Schönheit eines solchen Tages greift im Herbst noch viel tiefer ans Herz als im Frühling, dachte Mrs. Miniver, wie der verhallende Schritt eines lieben Menschen, wie der abnehmende Mond. Die Wälder begannen eben, sich zu verändern, die verschiedenen Bäume zeigten wieder ihre Eigenart, da sie die grüne Uniform des Sommers

abgelegt hatten. Schwerer Tau war gefallen. Vor den Hütten der Hopfen-Pflücker brannten in einer Reihe die Feuer; ihr Rauch stieg blau und beizend empor. Die Hopfenernte war schon fast vorbei, die abgerissenen Ranken lagen in wirren Haufen auf dem Feld. Wie eine Walstatt, dachte Mrs. Miniver, – diesmal noch eine unblutige.

G a s m a s k e n

Clem mußte seine Gasmaske frühmorgens auf dem Weg ins Büro holen. Die übrigen Familienmitglieder aber gingen um halb zwei Uhr zur Abgabestelle, in der Hoffnung, um die Lunchzeit rascher an die Reihe zu kommen. Vielleicht war es auch wirklich so; trotzdem standen die Leute noch in langen Schlangen vor dem Rathaus.

Die Minivers waren ein ganzes Rudel: Mrs. Miniver und Nannie, Judy und Toby, Mrs. Adie, die schottische Köchin, mager wie eine Winterespe, und Gladys, das neue Stubenmädchen, ein hübsches Ding mit komplizierter Frisur – also sechs oder sogar sieben, wenn man Tobys Teddybär mitrechnet, von dem der Kleine sich kaum je trennte, und gewiß nicht, wenn irgend eine Unterhaltung in Aussicht

stand. Denn jede Aufregung gilt für Kinder mehr noch als für Erwachsene als Unterhaltung (und das ist tröstlich und gefährlich zugleich), sogar eine schmerzhafteste Aufregung wie ein gebrochener Arm, oder eine schreckensvolle Aufregung wie ein Autounfall, oder eine gruselige Aufregung wie Versteckenspielen im Gebüsch während der Dämmerung. Mrs. Miniver selbst war im August 1914 schon beinahe erwachsen gewesen, aber sie erinnerte sich noch lebhaft, wie ihre kleine Schwester mit leuchtenden Augen ausgerufen hatte: „Herrlich! Jetzt haben wir Krieg!“

Sie klammerte sich jedoch an den Gedanken, daß diesmal den Kindern im Alter von Vin und Judy schon zum voraus erklärt worden war, um was es bei einem Krieg geht; daß sie die verschiedensten Ansichten gehört und auch selbst schon mit rührender und erstaunlicher Reife darüber diskutiert hatten. Wenn es wirklich zum Schlimmsten kommen sollte – (seltsam, daß man immer noch vor dem Wort: „wenn der Krieg ausbricht“ zurückschreckte und mildernde Umschreibungen gebrauchte) –

wenn es also zum Schlimmsten kommen sollte, dann würden die Kinder wenigstens wissen, daß wir gegen eine Idee kämpfen, und nicht gegen ein Volk. Den Kindern der vorigen Generation hatte man hingegen befohlen, brav im Garten zu spielen, und so blieben sie von den Sorgen der Erwachsenen ausgeschlossen. Dann plötzlich hatten sich alle in einen Rausch offiziell genehmigten Irrsinns gestürzt, hatten angefangen Grimms Märchen und den Struwwelpeter zu boykottieren und das alte deutsche „Fräulein“ ihrer Cousinen schief anzusehen. Sie brachten den jungen deutschen Dachshündchen die gleiche verschämte Zärtlichkeit entgegen, die eine streng religiöse Frau für das uneheliche Kind ihrer Tochter fühlen mag. Diesmal aber darf dieser Irrsinn – oder vielmehr die Einstellung, die ihn zeugt, – in unserm Dasein keinen Platz mehr finden. Dies zu verhindern ist die wichtigste Pflicht unter all den Kriegspflichten, die Mrs. Miniver und andere Frauen zu erfüllen haben. Denn Gasmasken, die uns gegen das schleichende, gelbe, verderbliche Gift der Seele schützen, sind noch nicht erfunden.

Die Schlange zog sich ein wenig zusammen. Sie traten aus der hellen, lärmenden Straße in die düstere Vorhalle des Rathauses. Hier gab es wenigstens Bänke. Judy, die ein prophetisches Gemüt besaß, zog Bleistifte und Papier hervor und spielte mit Toby „Sekretär“. Als sie bis ans Ende der Halle nachgerückt waren, hatte Mr. Chamberlain in ihrer kindlichen Phantasie Shirley Temple im Lift der Untergrundbahn getroffen, und in einem noch kleineren und diskreteren Raum hielt Herr Hitler eine geheime Konferenz mit Mickie Mouse ab.

Sobald sie ins Rathaus selbst eintraten, hörten sie zu spielen auf. Nach einer knappen halben Stunde waren sie wieder auf der sonnigen Straße. Aber Mrs. Miniver fühlte, daß sie in dieser halben Stunde von etwas Abschied genommen hatte. Vielleicht von dem letzten Rest ihrer traditionellen, falschen Vorstellung von der Glorie des Krieges. Sie trug nicht nur ein halbes Dutzend schwarzer Schweinsrüssel aus Gummi mit sich fort, sondern auch eine ganze Reihe verschiedener Eindrücke, wie Momentaufnahmen: ihre eigene rechte Hand, die eine

Feder hielt und sechs gelbe Karten in hübscher, ordentlicher Blockschrift ausfüllte. Mrs. Adie unter den Händen des Mannes, der die Gasmasken anprobierte, aufrecht wie ein Stock und ohne durch das geringste Zeichen die Besorgnis zu verraten, die sie – wie Mrs. Miniver wußte – wegen ihrer falschen Stirnlocken erfüllte. Gladys' klägliches Kichern, als ihr kunstvoller Haaraufbau aus der Prozedur etwas mitgenommen hervorging. Der Blick plötzlichen Verstehens in Judys Augen, gerade als ihr das Gesicht zugedeckt wurde. Tobys Nacken, in dem das Grübchen tiefer schien als sonst, weil seine Muskeln sich vor Widerwillen zusammenzogen (er hatte einen Ekel vor Gummi in jeder Form). Ein ganz kleines Kind, das in lautes Angstgeschrei ausbrach, als es seine Mutter plötzlich mit einer schwarzen Schnauze sah. Die von Gummi halb erstickten Versicherungen der Mutter: „Es ist doch nur Mami, mein Hühnchen! Schau – es ist doch nur eine Maske wie am Guy Fawkestag, gelt?“

(„Mea mater mala sus est.“ Komisch, Mrs. Miniver erinnerte sich plötzlich an diesen latei-

nischen Satz, den Vin ihr einst gesagt hatte und der entweder „Meine Mutter ist ein böses Schwein“ heißen konnte oder „Eil dich, Mutter, das Schwein frißt die Äpfel“.)

Schließlich kamen sie in einen anderen Raum, wo die Gasmasken hoch aufgestapelt lagen und den Boden wie schwarze Schwämme bedeckten. Sie ließen sich die für sie bestimmten Gasmasken geben, – vier mittlere Größen und zwei kleine – und dann gelangten sie endlich wieder auf die Straße.

Als sie zum Wagen schritten dachte Mrs. Miniver: Dazu also hat man ihnen die Milch abgekocht, dazu hat man ihnen vor dem Lunch die Hände gewaschen, dazu hat man ihnen verboten, mit einem Löffel zu essen, der auf den Boden gefallen war...

Plötzlich sagte Toby mit leisem Lachen: „Wir hätten für Teddy auch eine verlangen sollen.“

Es wäre erträglicher gewesen, wenn er es ernst gesagt hätte.

Aber gerade als sie ins Auto einstiegen ging

eine dicke Frau mit ihrem noch dickeren Mann vorüber. „Du hast ja grausig ausgesehen“, sagte sie, „ich mußte lachen.“

Ja, man mußte lachen.

Zurück zum normalen Leben

„...und gratinierte Krautstengel“, sagte Mrs. Miniver, „Vin ißt das so gerne, er kommt heute abend. Aber Mrs. Adie, was haben Sie denn?“

„Nichts, Madam“, schluchzte Mrs. Adie, suchte vergebens nach einem Taschentuch und trocknete die Augen schließlich mit dem Schürzenzipfel. „Nur – es ist so schön, wieder normal zu leben ...“ Ihr dürres Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück. Sie schnupfte auf und verließ das Zimmer. Es war das erste Zeichen von Erregung, das sie seit Beginn der politischen Krise geäußert hatte.

Wieder normal zu leben ... Nein, dachte Mrs. Miniver, während sie am Fenster stand und auf den Platz hinaussah. Man war nicht ins normale Leben zurückgekehrt, und man würde es auch nie wieder können; keiner von ihnen,

außer vielleicht Toby. Der war noch in einem Alter, in dem die Formen, die Farben und das Material der Dinge wichtiger sind als menschliche Beziehungen. (Dies gilt für manche Leute das ganze Leben hindurch.) Seine Freuden waren gesichert. Immer wird es warmes Moos, rosa Muscheln und glatte Kastanien geben. Für die übrigen jedoch – und das traf bis zu einem gewissen Grad sogar für Judy zu – wird es nie wieder so sein wie vorher. Man war reicher und ärmer geworden. Ärmer um das Märchen von der Sicherheit, um das Gefühl materieller Sorglosigkeit, um die Überzeugung, daß jeder, der eine Narzissenzwiebel pflanzt mit höchster Wahrscheinlichkeit die blühende Blume sehen wird. Aber auch um manches reicher, wovon eine schnellere Auffassungsgabe das Wertvollste war. Auf der Heimfahrt von Starlings erinnerte sie ein Blick aus dem Fenster an De La Mare's „Fahr wohl“.

Blaue Klematis umwindet die Hecken,
Lachende Kinder spielen Verstecken,
Was einst mein Glück war, das sei jetzt
Ich bleib alleine... [das deine,

Und als es wirklich ernst wurde, als Clem mit seiner Flak-Batterie fort war und Vin nach Quern geschickt wurde, als man die Schule nach dem Westen des Landes evakuierte, und als die Dienstmädchen nach Starlings fuhren, um dort alles für Flüchtlinge vorzubereiten, als Mrs. Miniver selbst bei ihrer Schwester wohnte und sich als Ambulanzwagen-Chauffeuse angemeldet hatte, in all den bösen, aufregenden und anstrengenden Momenten dieser Zeit war sie Tag und Nacht von den nächsten Zeilen des gleichen Gedichtes verfolgt worden:

Freu dich am Schönen in jeder Minute
Als wär's die letzte

Denn wenn auch keiner von ihnen getötet oder verletzt würde, und wenn auch schließlich keine der dem nahegelegenen Elektrizitätswerk zugedachten Bomben ihr Haus getroffen hatte, so mußten doch diese Möglichkeiten ausführlich besprochen werden. Mit neuen Augen betrachteten sie einander und ihre liebsten Besitztümer. Kleine Gegenstände kann man aufs Land schicken, – ein oder zwei Bilder, die Erstausgabe von

Donne und die Antilope aus Jade. Möbelstücke können ersetzt werden. Was man aber weder fortschicken noch ersetzen kann, das ist die alte Täfelung im Stiegenhaus oder die gewölbte Fensterscheibe im Eßzimmer, durch welche das Geländer der Freitreppe ganz krumm aussieht oder die Kerben im Türpfeiler des Spielzimmers, wo die Kinder jedes Jahr gemessen wurden. Gerade das waren die Dinge, die unter ihren materiellen Gütern plötzlich am wichtigsten zu sein schienen.

Ein anderer Gewinn dieser Zeit war, daß man den Wert der Langeweile schätzen gelernt hatte. Für gewöhnlich neigt man ja dazu, sich nach Sensationen zu sehnen und zu glauben, daß die ebenen Wegstrecken zwischen den Höhepunkten des Lebens Zeitverschwendung seien. Nun, in den letzten Wochen war es sensationell genug zugegangen. In sieben Tagen hatten sie ebenso viele Jahre durchlebt. Mrs. Miniver jedenfalls fühlte sich, als wäre sie ausgewrungen und durch eine Mange gerollt worden. Müde war sie bis ins Innerste des Herzens und des Hirns – gar nicht zu reden von den

Knochen und dem Trommelfell. Nichts auf der Welt schien wünschenswerter als ein langer, verregneter Nachmittag in einem Land-Pfarrhaus, zusammen mit einer schrecklich faden, alten Tante. Eine Bergkette ohne Täler ist nichts als ein ödes Plateau wie das Innere von Spanien und ebenso qualvoll für die Nerven.

Der dritte und größte Gewinn blieb, daß man sich plötzlich über seine eigenen Absichten klar wurde.

An einem der schwärzesten Abende waren ein paar Freunde zu Besuch gekommen, um die Nachrichten zu hören und einander ihre Pläne zu erzählen. Unter ihnen war Badgecumbe, der alte Biochemiker und ein junger Mann namens Flint, der Gedichte und recht nette Essays schrieb. Als Mrs. Miniver bei einer besonders deprimierenden Ausführung das Radio abstellte, saßen sie einige Minuten ganz betäubt da ohne zu sprechen. Dann sagte Johnny Flint:

„Jetzt werde ich wahrscheinlich mein Stück nie mehr schreiben. Jahrelang habe ich darüber geredet. Ach Gott – nichts als ein dünnes Bändchen Gedichte und ein paar Kurzgeschichten...“

Aus der Tiefe eines Fauteuils kam ein müdes Knurren vom alten Badger. „Jedenfalls wirst du noch jung sein, Johnny, vorausgesetzt, daß du überhaupt davonkommst. Ich aber wollte, ich hätte all das Kleinzeug gelassen, und mich auf die I. P.-Experimente konzentriert.“

„Das kann ich verstehen“, sagte Mrs. Miniver. „Ich führe keine Feder wie Sie, Johnny, und ich habe kein Laboratorium wie Badger. Aber es gibt eine Menge Dinge, die auch ich gern getan hätte; ziemlich wichtige Dinge, wie mir jetzt scheinen will. Komischerweise bin ich nie dazugekommen.“

„Der geflügelte Wagen der Zeit...“ Johnnys Ton war bitter. „Diesmal hat er uns eingefangen – und wie!“

„Sieht ganz so aus“, meinte Mrs. Miniver, „aber wenn ein Wunder geschieht und wir doch noch einmal davonkommen...“

Nun, das Wunder war schließlich geschehen. Als sie sich vom Fenster abwandte, fiel ihr Blick auf das Datum des Schreibtischkalenders. Genau vor einem Jahr war sie am gleichen Fenster gestanden, hatte vom Sommer Abschied genom-

men und sich darauf vorbereitet, den Herbst zu genießen. Heute stand sie wieder hier. Diesmal aber ordnete sie nicht die Chrysanthemen, sondern die Werte des Lebens.

Badger und der Ameisenigel

Ungefähr um vier Uhr verließ Mrs. Miniver die Komiteesitzung. Sie war halb erschöpft und halb verzweifelt. Der Zweck der Zusammenkunft (eine private, recht utopische Initiative, die eine Abschaffung der Slums anstrebte) hatte zuerst ihre Phantasie angeregt. Doch warum, fragte sie sich, als sie das imposante Portal der Comfreys durchschritt und auf Regents Park zuing, warum muß Pegasus immer vor einen Karren gespannt und von einem ungeschickten Idioten gelenkt werden? Welche ahnungslose Verwaltung, die Wichtigtuerei für Größe und Bonhomie für Güte hielt, hatte es möglich gemacht, daß bei einem solchen Projekt Lord Comfrey Präsident wurde? Wie konnte etwas aus der Sache werden, so lange die Sitzungen in diesem teppichbelegten „Mausoleum“ der Comfreys stattfanden, in dieser satten, gemütlichen Dessertstimmung? Wenn ich zu bestim-

men hätte, — dachte sie und ging sehr rasch, um den Wind an ihren Schläfen zu spüren, — dann müßte die Umgebung jeder Sitzung mit ihrem Thema übereinstimmen. Dieses Komitee hätte in einer feuchten Kellerwohnung in Shoreditch tagen, und die Mitglieder hätten auf umgestürzten Seifenkisten sitzen müssen, mitten unter Ratten und Schwaben und allem was dazugehört.

Sie entschloß sich, in den Zoo zu gehen. Das würde ihr wohl tun. Als sie an den kürzlich aufgehobenen Unterständen vorüberging, entdeckte sie plötzlich den alten Badgecumbe. Er stand in einer Gruppe von Schaulustigen, sein großer Kopf war gesenkt, und wie gewöhnlich verbargen die grauen, gesträubten Brauen seine Augen.

„Badger, Sie? So ertappt man Sie beim Schwänzen!“

„Ich habe den ganzen Tag mit Pyridin gearbeitet. Jetzt brauche ich ein wenig frische Luft.“

„Ich auch. Mit Pyridin hatte ich zwar nichts zu tun, aber mit Menschen. Ich wollte gerade in den Zoo gehen. Begleiten Sie mich ein Stückchen?“

Badger wies mit dem Kopf auf die Gräben. „Woolley und die anderen Archäologen wühlen in der Erde, um vergangene Kulturen aufzudecken. Wir aber graben die unsere ein.“

„Man will die Unterstände decken, wie ich höre, und Blumen darauf pflanzen.“

„Außerordentlich sinnig“, bemerkte Badger trocken. „Damit will man offenbar andeuten, daß der Boden, auf welchem das ‚Blümchen Sicherheit‘ wächst, recht unterminiert ist.“

„Da kommst her, Alf-fie!“ Eine Frau stand neben einem hohen Kieshaufen und gestikulierte wütend zu ihrem Kind hinauf. „Du wirst fallen und wirst den Hals brechen und’s wird dir recht geschehn! Und außerdem machst dir noch die neuen Schuh’ dreckig!“

„Ich bin der König im Schloß“, sang der Knirps oben auf dem höchsten Gipfel.

„Na warte, ich will dir ein Schloß geben!“ Sie begann wütend den Hügel zu erklimmen. Doch ihr Sprößling war schon auf der anderen Seite hinuntergerutscht, drängte sich unter das Publikum und hielt die Hand auf. „Da geht’s

zu den Laufgräben, meine Dame! Ein Penny für die Führung!“

„Vielleicht haben Sie recht“, sagte Badger und nahm Mrs. Minivers Arm. „Es wird eine Erholung sein, Geschöpfe anzusehen, die sich nur deshalb grotesk benehmen, weil sie nicht anders können.“

„Die komischsten Tiere wollen wir besuchen“, schlug Mrs. Miniver vor, „die Mandrills. Und die Giraffen.“

Sie schritten zum Haupteingang des Zoos.

„Ich weiß etwas Besseres. Wir gehen direkt zum Ameisenigel. Kennen Sie den Ameisenigel?“

„Seinen Käfig. Er selber war nie sichtbar.“

„Kein Wunder. Er ist ein Nachttier. Aber wir werden ihn vom Wärter heraustreiben lassen. Es ist der Mühe wert, ihn anzusehen. Ein abschreckendes Beispiel. *Zaglossus bruijnii*. Ich mag ihn am wenigsten von allen Geschöpfen Gottes – wenn er überhaupt von Gott geschaffen ist, was ich oft bezweifle.“

Badger duldete keinen Widerspruch. Mrs. Miniver gab ihre Hoffnung auf, die lebhaften, drolligen Mandrills zu besuchen und die elegan-

ten Giraffen mit ihren feierlichen Verbeugungen. Doch sie ging auch gerne in das Haus der kleinen Nagetiere. Es beherbergte drei der interessantesten Tiere des Zoos: Die Indische Fledermaus, die aussah wie ein Puppenschirm, den Goldhamster und vor allem die fette Sandratte.

Aber Badger schleppte sie an all diesen alten Bekannten vorbei direkt zu dem niedrigen Käfig am anderen Ende des Pavillons. Der Wärter öffnete den Deckel der Schlafkiste. Und da lag in einer Ecke etwas zusammengerollt, das aussah wie ein zwei Fuß langer, sackförmiger Klumpen Erde. Bei näherer Betrachtung zeigte es sich immerhin, daß es mit kurzen, schütterten, schmutzigweißen Stacheln bedeckt war; zwischen diesen Stacheln wuchs rauhes, graubraunes Haar. Der Wärter griff in die Kiste und hob das Tier an einem Hinterbein heraus. („So muß man es machen“, erklärte Badger, „anders kommt man an einen Ameisenigel nicht heran.“) Von unten sah dieses Geschöpf noch weniger reizvoll aus als von oben. Es hatte fest zugepreßte, winzige Schweinsäuglein. Sein Gesicht, das überhaupt kaum vorhanden war, lief in

einen pfeifenförmigen Rüssel aus, so lang und dünn, daß er viel eher einem Schwanz glich als der kurze, flache Fortsatz am anderen Ende des Körpers. Durch diesen Rüssel, den das Tier mit dem vergeblichen Versuch, sich zusammenzurollen, gegen den Bauch drückte, stieß es ein langes, griesgrämiges Zischen aus. Sobald der Wärter es in die Kiste zurücksetzte, drückte es sich wieder in seine Ecke und schüttelte sich aus Abscheu vor Licht und Bewegung.

Mrs. Miniver versuchte gerecht zu sein. „Wahrscheinlich ist es nachts lebhafter?“

„Kaum“, erwiderte der Wärter. „Watschelt nur raus, um zu fressen – und schon ist’s wieder drin.“

(„Habitat: West End“, murmelte Badger.)

„Es saugt das Fressen durch den Rüssel auf. Hat keine Zähne.“

„Sagen Sie mal“, erkundigte sich Mrs. Miniver, „dieser Ameisenigel ist, wie ich sehe, schon seit mehreren Jahren hier; haben Sie während dieser Zeit irgendwelche Sympathie für ihn aufbringen können?“

„Kaum.“ Der Wärter versuchte sich zu ent-

schuldigen: „Er ist nur gerade am Leben – das ist aber auch alles, was man von ihm sagen kann.“

„Gehen wir fort von hier“, rief Badger abrupt. „Das ist ja noch schlimmer als Pyridin, Dieses Tier erfüllt mich mit Entsetzen.“

„Ja, es ist nicht gerade hübsch.“

„Hübsch? Es ist verbrecherisch! Es ist das, was die halbe Welt bevölkert! Niederste Unterklasse der Säugetiere. Kaum lebendig. Die Verkörperung der ‚Trägheit des Herzens‘.“

„Trägheit des Herzens? – Ach ja, eine der sieben Todsünden.“

„Die einzige Todsünde! Nun, wir alle sind ihr verfallen. Der eine mehr, der andere weniger. Aber bis zu einem gewissen Grad – wir alle. Kein Scharfblick. Keine Energie. Kein Unterscheidungsvermögen. Geistige Kloakentiere. *Monotremen*.“

Mrs. Miniver hatte schon oft bemerkt: Wenn Badger in Eifer geriet, dann wurden seine Sätze immer kürzer und seine Worte immer länger.

Und sie verließen den herzensträgen Ameisenigel und traten hinaus in den frischen, sonnigen Herbsttag.

Ein dunkler Tag

Als Mrs. Miniver zufällig vom Briefschreiben aufblickte, sah sie durch das Wohnzimmerfenster etwas, das sie noch niemals vorher bewußt gesehen hatte: das letzte, dürre Blatt fiel von einem Baum. Eben war es noch da, flatterte oben, am höchsten Zweig heftig in Wind und Regen. Im nächsten Moment wirbelte es dahin über die Dächer, ein verlorenes, zerfetztes kleines Etwas. Seine Fluglinie bildete den Schnörkel am Ende eines Kapitels, den Schlußstrich unter die Todesanzeige des Sommers. Wieder einmal stand die Linde als nacktes Skelett da.

So war es also; und so war es gut. Zuerst hatte sich Mrs. Miniver wie die meisten Menschen über die erstaunliche Warmwetter-Periode gefreut, welche den ganzen Oktober und auch noch einen Teil des Novembers hindurch gewährt hatte. Es war angenehm gewesen und

tröstlich. Es hatte geholfen, die Ängste und Schrecken der zweiten Septemberhälfte zu verwinden. Später jedoch, als Tag für Tag die Sonne am windstillen Himmel stand und Nacht für Nacht die erfrischende Kühle ausblieb, bemächtigte sich ihrer ein rätselhaftes Unbehagen. Das Jahr glich nun einer alternden Frau, deren glatte Wangen nicht von einem jung gebliebenen Herzen herrührten, sondern von einer gesicherten Rente, von einer tadellosen Verdauung und einer gesunden seelischen Unempfindlichkeit. Die allzu fröhlichen Augen strahlten nicht weil die Frau noch jung, sondern weil sie schon wieder kindisch war, und ihr Lächeln schien leer und ausdruckslos geworden.

Darum bedeutete der Wettersturz, der vor drei Tagen mit tobenden Stürmen eingesetzt hatte, eine wirklich große Erleichterung. Die alte, bunt geschminkte, aber schon morsche Aristokratie der Blätter fiel über Nacht – von äußerem Druck und innerer Dekadenz vernichtet. Nur die „breite Masse“ der Bäume blieb zurück, nackt und nüchtern in ihrer eigenartigen, prosaischen Schönheit. Aus ihrem Saft wird später

eine neue Aristokratie entstehen, wird wachsen und blühen, bis auch sie ihre Frische verliert und wird fallen. Einen anderen Weg gibt es offenbar nicht in dieser vergänglichen Welt. Und es gibt kein echtes Immergrün. Dieser Name bezeichnet nur die Fähigkeit, alte, dürre Blätter unmerklich unter dem neuen Grün verschwinden zu lassen.

Als sie ihren Brief (ein langes Geplauder mit Vin) beendet hatte, war der Regen beinahe vorüber; nur der Sturm brauste noch mit unverminderter Heftigkeit. Sie zog ihren Mantel an und ging, mühsam gegen die Windstöße ankämpfend, über den Platz zum Briefkasten. Vor dem kleinen Zeitungsladen flatterten die Abendblätter wie gereizte Gänse hinter ihren Drahtgittern. Der untere Teil einer Zeitung war vom Wind umgeschlagen worden und verdeckte alle Schlagzeilen der ersten Seite bis auf das Wort „JUDEN“.

Sofort fühlte Mrs. Miniver, daß sie innerlich zusammenzuckte – und fast gleichzeitig bereute sie diese Reaktion. So lange auch all das Schreckliche währen mag, nie darf es soweit

kommen, daß man das Darandenken verscheucht. Vor dem eigenen Leid klein zu werden ist schon schlimm genug. Davor zurückzuschrecken das Leid anderer mitzutragen aber ist niederste Feigheit. Eigenes Leid zu verbergen ist eine Tugend. Fremdes Leid zu mißachten ist eine Sünde. Nur durch äußerstes Mitfühlen und durch Beweise dieses Mitgefühls kann die übrige Welt helfen, das Unrecht zu sühnen. Geld, Nahrung, Kleidung, Unterkunft – all dies kann man geben – und immer noch wird es nicht genug sein. Man wird sich dadurch von der Pflicht, voll zu bezahlen, – auch mit der unerläßlichen Münze des Leides, – nicht loskaufen können.

Sie bog in die nächste Straße ein, die zum Fluß führte. Da Nannie ihren freien Tag hatte, wollte Mrs. Miniver die Kinder selbst von der Schule abholen. Dort stand das Königliche Hospital – im Vordergrund kahle, triefende Bäume, im Hintergrund schwarze, jagende Wolken. Seine düstere Pracht paßte in diese tragische Zeit. Dies erklärt vielleicht das Unbehagen, das man beim langen Verharren des Sommers emp-

funden hatte, dachte Mrs. Miniver, als sie sich auf der St. Leonards Terrace im Schutz der Mauern vorwärtsmühte. Alles, was mit dem November zusammenhängt, alle Vorstellungen, die wir uns von diesem Monat machen, die ganze Tradition des Novembers steht in krassem Widerspruch zu schönem, stillem Wetter. Er ist der Wintermond, der Blutmond, „le Brumaire“, der Monat der Dunkelheit. Sein Zeichen ist der böse Skorpion (der sich, wie man behauptet, wenn er in einen Ring glühender Kohlen gesetzt wird, selbst sticht und am eigenen Gift stirbt). Mit Allerheiligen, dem Tag der Märtyrer und Fürsten des Todes, beginnt der November und mit den Geistern und Dämonen von Allerseelen. Darauf folgt – auch als Erinnerung an unheilvolles Geschehen – der Guy Fawkes-Tag mit seinem traditionellen Scheiterhaufen. Immer noch stehen die Kinder um das Feuer und starren in primitiver Erregung in die Flammen. Sie ahnen nicht, daß sich in ihren unschuldigen Augen die Zwillingsflammen Sadismus und Feueranbetung spiegeln.

Heuer hatten die Kinder des benachbarten

Bauern in Starlings einen extragroßen Scheiterhaufen errichtet. Für Guys Gesicht verwendeten sie eine Maske, welche die böse Königin aus Disneys „Schneewittchen“ darstellte. Joey Iggulsden hatte sie im Dorfladen gekauft. Diese Verschmelzung zweier kindlicher Phantasiegestalten, die drei Jahrhunderte voneinander trennen, gefiel Clem besonders gut. Dieses Beispiel zeuge (so behauptete er) von dem angeborenen Wissen der Kinder, daß alles Böse böse sei – unabhängig von Zeit und Ort. Aber Vin erklärte, dieses Beispiel beweise nur, daß Joey Iggulsden Sinn für Humor besitze. Wie dem auch sei, das Feuer war großartig, erschreckend heiß, wild und rot. Mrs. Miniver hatte während einiger Minuten versucht, sich vorzustellen, daß diese Szene Wirklichkeit sei. Und sie fragte sich, ob es wohl irgend einen Zweck oder eine Überzeugung in der Welt gäbe, für die sie den Mut aufbringen könnte, einen Scheiterhaufen zu besteigen. Einiges fiel ihr ein, wofür sie es zumindest versuchen würde. Doch als die Puppe sich plötzlich taumelnd vorbeugte, als sich züngelnde Flammen aus ihren Ärmeln wan-

den wie brennende, gekrümmte Finger, und als ihr gemaltes Gesicht sich vor Hitze zusammenzog – da schauderte Mrs. Miniver und mußte klein und demütig eingestehen, daß sie selbst wahrscheinlich schon beim Knistern des ersten Zweigleins widerrufen würde.

Nun, heute wird niemand mehr auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Heute sind die Unglücklichen dieser Erde zu langsamerer Folter verurteilt – und die Glücklichen müssen von einem Logenplatz aus als widerwilliges Publikum einer Exekution zusehen, die zu verhindern ihnen die Macht fehlt. Sie können nichts tun als die Augen abwenden. Denn dieses Bild würde sich ihrer Netzhaut glühend einprägen und ihnen keine Ruhe lassen, bis sie alles, alles getan haben, was in ihren Kräften steht, um sicher zu sein, daß dergleichen niemals wieder geschehen kann.

Dieses Schauspiel des Grauens aber hinterläßt eine neue, unauslöschliche Spur auf den dunkeln Gefilden des Novembers.

Am Quai angelangt, war sie der vollen Wucht des Sturmes ausgesetzt. Sie frohlockte. Ja, das

war das richtige Wetter für das heutige Weltgeschehen. Dieser wilde, dunkle Tag paßte zu der wilden, dunklen Stimmung. Der Rauch aus den beiden hohen Schornsteinen des Elektrizitätswerkes wehte, vom Sturm in horizontale Richtung getrieben, wie eine schwarze und eine weiße Fahne. Der Fluß stand fast in Hochflut. Er war wie ein Schlachtfeld anzusehen, Wasser und Wind fochten in wütendem Handgemenge unzählige Scharmützel aus.

In etwa einer Stunde aber würde die Ebbe beginnen.

Sylvesterabend

Sylvester war der einzige Tag im Jahr, an dem Mrs. Adie wirklich auftaute. Aus dem Heiligen Abend machte sie sich nicht viel, wenn sie auch getreulich den Truthahn und die Fleischpasteten zubereitete und sich wohlwollend für die Geschenke der Kinder interessierte. Am zweiten Weihnachtstag preßte sie die Lippen womöglich noch härter zusammen als sonst; denn an diesem Tag war es bei den Minivers Sitte, ein ganz leichtes „Juni-Dinner“ einzunehmen, als Erholung von den üppigen Weihnachtsspeisen. Mrs. Adie fand, dies sei unnatürlich und beinahe ein Sakrileg. „Das kann nicht gut enden“, stand auf ihrem Gesicht geschrieben, während sie die Bouillon auftrug, die Fischmayonnaise und den Sommerpudding aus eingemachten Johannisbeeren und Himbeeren. Bis

zur Stunde war aber noch niemand zur Strafe für diese gottlose Mahlzeit an einer Gräte erstickt.

Am Sylvesterabend jedoch lud Mrs. Adie regelmäßig die ganze Familie zu einem Sylvesterschmaus in die Küche ein. Es gab Biskuits und Haferkuchen und Mürbekuchen und Hagebuttengelée. Es gab einen Melrose-Pudding, den ihr Bruder geschickt hatte, und Selkirk-Fladen, die ihre Schwester geschickt hatte. Außerdem sorgte Mrs. Adie während der ganzen Mahlzeit dauernd für frische Omeletten. Die Kinder durften abwechselnd Löffel voll Teig auf die heiße Pfanne setzen und zusehen, wie die brutzelnden, gelben Plätzchen am Rand wundervoll braun wurden. Sogar Gladys bekam die Erlaubnis, einige selbst zu backen, unter der Bedingung, daß sie die tadelnswerte Sassenacher Gewohnheit, sie „Palatschinken“ zu nennen, aufgab.

Nach dem Essen kam ein noch größeres Vergnügen an die Reihe: das Wahrsagen. Clem und Vin rückten den Tisch zur Seite, und alle setzten sich um das Küchenfeuer herum. Mrs. Adie brachte eine große Eisenpfanne zum Vorschein,

sieben Schalen mit kaltem Wasser und eine Schachtel mit Bleistücken, die sie im Laufe der verflossenen zwölf Monate gesammelt und den im Hause beschäftigten Spenglern und Dachdeckern stibitzt hatte. (Um diese Jahreszeit war Vin stets dafür besorgt, daß der Schrank, in dem er seine Fischgeräte aufbewahrte, gut verschlossen blieb. Er fürchtete, Mrs. Adie könne ein Auge auf seine Bleigewichte werfen.)

Während das Blei in der Pfanne schmolz, durften die Kinder sich darüber beugen und zusehen. Doch sobald die schmutziggrauen Klümpchen sich in flüssiges Silber verwandelt hatten, hieß Mrs. Adie alle zurücktreten und in sicherer Entfernung bleiben. Dann stellte sie die sieben Wasserschalen in einer Reihe auf den Herd, zog ein paar alte Lederhandschuhe an, hob die Pfanne vom Feuer und schüttete eine reichliche Menge Blei in jede Schale. Das Geräusch, das es bei der Berührung mit dem Wasser machte, war merkwürdig: ein Mittelding zwischen einem Pistolenschuß und dem Zischen eines wütenden Schwanes. Toby hielt sich immer die Ohren zu und drängte sich dicht an

Clem. Gladys, die zum ersten Mal dieser Zere-
monie beiwohnte, stieß einen schrillen Schrei
aus und flüchtete in die Speisekammer.

„Komm raus da“, rief Mrs. Adie verächtlich,
„läufst du fort von deinem Blei – läufst du auch
am Glück vorbei.“

Gladys erlag der Macht von Reim und
Rhythmus und kam zurück.

Wunderbar, dachte Mrs. Miniver, wie fast
jeder Schotte in fast jeder Situation imstande
ist, eine Phrase zu prägen, die ganz genau den
Klang und die Überzeugungskraft eines echten,
alten Sprichwortes hat.

Und nun kniete Mrs. Adie am Herd nieder,
zog die Handschuhe aus, fischte die silbernen
„Schicksale“ aus dem Wasser und begann, ihren
Sinn zu deuten. Das Blei war in den phanta-
stischsten Formen erstarrt: in Formen, die an
Bilsäulen mahnten, an Farnkraut, an kompli-
zierte Maschinen, an ausgestreckte Flügel oder
knorrige Olivenbäume. In den Augen des Un-
eingeweihten mochten sie alles Mögliche dar-
stellen – oder gar nichts. Aber Mrs. Adie, die
allerdings ihre Zuhörer recht genau kannte, was

ihr sehr dienlich war, brachte es fertig, jedem einzelnen Stück Blei einen ausführlich beschriebenen, passenden Sinn zu geben.

„Auf mein Wort“, sagte sie zum Beispiel zu Judy, weil es ihr leichter fiel zu dem Kind zu sprechen, als zu Clem selbst. „Schau dir nur diese schönen, neuen Häuser an, die dein Papa bauen wird! Und eins hat sogar einen schrecklich hohen Turm – ei, das ist ja eine Kirche, die wird er ganz bald machen, sicher und gewiß!“

Dann zu Vin: „Das sind Sie mit der Angelrute in der Hand und einem großen, langen Fisch an der Angel, und da ist noch ein Haufen Fische zu Ihren Füßen. Ach, das wird ein großartiges Fischjahr werden, ohne jeden Zweifel.“

Und zu Toby: „Sieh mal, das sind doch zwei winzige Räder, so sicher wie nur was! Das wird das Fahrrad sein, das du dir zum Geburtstag wünschst, mein Lämmchen . . . Und was, in aller Welt, seh ich denn bei Ihnen, Nannie? Du meine Güte! Ich glaube gar, das ist ein Hochzeitskuchen!“

„Unsinn“, zierte sich Nannie, „das ist ein schöner, großer, neuer Arbeitskorb, nichts an-

deres. Genau das, was ich brauche bei dem Berg von zerrissenen Strümpfen.“

„Gut, gut, wir werden ja sehen“, Mrs. Adie lächelte geheimnisvoll. „Hochzeitskuchen oder Arbeitskorb, – was kommen muß, das kommt – alles, wie’s dir frommt, – und eines führt zum andern...“

Da fängt sie schon wieder an, dachte Mrs. Miniver mit heimlichem Lachen. Reim und Rhythmus, die Phrasen-Macher haben immer das letzte Wort.

Mrs. Miniver selbst saß in einem großen Korbstuhl ein wenig abseits, wegen der Hitze des Herdfeuers. Von ihrem Platz aus, der halb im Schatten lag, konnte sie sehen, wie wunderbar theatralisch die Szene wirkte. Mrs. Adies breite Backenknochen waren gerötet, ihr sonst so ordentliches Haar war zerzaust. Sie streckte die Hand aus, um Judys „Schicksal“ aus dem Wasser zu holen. Ihr zugewandt erwarteten die sechs vom Feuerschein bestrahlten Gesichter mehr oder weniger gläubig die nächste Prophezeiung.

Ob sie wirklich in Erfüllung geht oder ob

irgend jemand ernsthaft daran glaubt, ist letzten Endes nicht wichtig. Wichtig ist, daß es hier wenigstens einen kleinen Raum voll Wärme und Fröhlichkeit gibt, nur durch ein paar zerbrechliche Fensterscheiben von der frierenden, grausamen und unbegreiflichen Welt abgeschlossen. Für solche Stunden muß man dankbar sein. In den zwölf Monaten, die nun bevorstehen, werden vielleicht die letzten, armseligen Überbleibsel der Kultur in den Schmelztopf geworfen. Und nicht einmal Mrs. Adie . . .

In diesem Augenblick kam es Mrs. Miniver zum Bewußtsein, daß ihr eigenes „Schicksal“ soeben aus der siebenten Wasserschale gezogen und gedeutet worden war. Sie hatte kein einziges Wort gehört.

„Danke, danke vielmals, Mrs. Adie“, sagte sie lächelnd und betrachtete den kalten, seltsam geformten Bleiklumpen auf ihrer Handfläche. Soweit sie sich erinnern konnte, glich er fast auf ein Haar dem vom vorigen Sylvester. Das war gut so. Sie konnte sich nichts Besseres wünschen.

Eine Puppe wird gekauft

Judy hatte Geburtstag. Zufällig bekam sie in diesem Jahr neben anderen Geschenken ungewöhnlich viel Geld. Ein paar Postanweisungen waren gekommen, ein oder zwei halbe Kronen, eine Zehn-Schillingnote von Clems Vater und viereinhalb Pence von Toby, der ihr zum Geburtstag ein Portemonnaie gekauft und fürsorglich alle Münzen, die ihm noch geblieben waren, hineingetan hatte. Alles zusammen machte fast dreißig Schilling aus, ein beispielloses Vermögen.

Judy wußte schon seit langem, wo das Hauptproblem beim Ausgeben des Geburtstagsgeldes lag: in der Wahl zwischen Qualität und Quantität, zwischen der Befriedigung, etwas wirklich Schönes zu kaufen, das sie mit ihrem Taschengeld niemals hätte erschwingen können, und dem Spaß, mit einem Arm voll kleinerer Pakete heimzukommen. Sie hatte sich also eine Art von Kompromiß zurecht gelegt, das sie „Kruste und

Krümel“ nannte. Diesmal beschloß sie, etwa fünfzehn Schilling für die „Kruste“ in Form einer neuen Puppe anzulegen und später den Rest des Geldes für „Krümel“ zu verbrauchen. Sie überredete also ihre Mutter, sich am Tag nach dem Geburtstagsfest der Einkaufs-Expedition anzuschließen.

Die Wahl einer Puppe erwies sich als unerwartet schwierig. Für gewöhnlich hat man kaum Gelegenheit, eine Puppe selbst auszusuchen; das besorgen andere. Man bekommt sie geschenkt und muß sie kennen und lieben lernen so wie sie ist. Wenn man aber unzählige Puppen in langen Reihen nebeneinander sieht, ist es fast unmöglich herauszufinden, welche einem am besten gefällt.

Judy versuchte, dies ihrer Mutter zu erklären: „Weißt du, es wäre doch entsetzlich, die falsche zu erwischen. Ich meine, wenn du mich zum Beispiel in einem Geschäft gekauft hättest, anstatt mich einfach zu haben – hättest du dich doch irren können – und dann hättest du statt mich vielleicht Marigold Thompson ausgesucht.“

Mrs. Minivers Lippen zuckten. Irgendwie

konnte sie sich's einfach nicht vorstellen, daß sie Marigold Thompson gewählt hätte. Ein braves Kind, doch mit einem Gesicht wie ein Pudding.

„Nun“, sagte sie, „ich habe Marigold sehr gern.“

„Natürlich, ich doch auch. Ich meine nur: für dich wäre sie nicht das richtige. Und außerdem – Marigolds Mutter wäre für mich nicht das richtige. Absolut nicht“, fügte Judy überzeugt hinzu.

„Warum magst du eigentlich Marigolds Mutter nicht? Sie ist doch immer so nett zu dir. Und sie hat Kinder schrecklich gern.“

„Ach, das weiß ich. Das hat sie mir gesagt. Aber siehst du, wenn jemand mir sagt, daß er Kinder schrecklich gern hat, dann kann ich doch nicht wissen, ob er wirklich mich gern hat – nicht wahr?“

Mrs. Minivers Augen leuchteten verständnisvoll auf. Genau dasselbe hatte sie immer bei diesen langweiligen Männern empfunden, die „Frauen gern haben“.

„Noch dazu“, fuhr Judy fort, „macht sie

immer so ein schreckliches Getue wegen jeder Kleinigkeit, – weißt du, was ich meine?“

Mrs. Miniver wußte es nur zu gut. Sie war mit Marigolds Mutter zur Schule gegangen. Sie erkundigte sich:

„Weißt du vielleicht zufällig, was Marigold über mich denkt?“

„Oh, sie kann dich gut leiden. Sie sagt, du läßt einen wenigstens in Ruhe.“

Mrs. Miniver versuchte sich zu erinnern, ob sie und ihre Altersgenossinnen ebenso freimütig und kritisch über die Mütter der Freundinnen gesprochen hatten. Vielleicht waren sie als Vierzehn- oder Fünfzehnjährige so kühn gewesen; doch in Judys Alter hatte man die Eltern hingenommen wie sie eben waren, hatte nur darüber geredet, ob die einen oder die anderen strenger seien. Sich mit Vater oder Mutter über die Eltern der anderen Kinder zu unterhalten – das wäre ganz unmöglich gewesen. In jenen Tagen war der horizontale Trennungsstrich viel strenger gezogen als der vertikale. Vielleicht haben die Psychoanalytiker recht, wenn sie behaupten, daß die „Kinderseele“ (dieses bequeme Abstrak-

tum) heutzutage früher heranreift. Andererseits hatte Mrs. Miniver selbst schon mit neun Jahren aufgehört, mit Puppen zu spielen; und Judy, die Elfjährige, war eben im Begriffe, sich eine neue zu kaufen.

Eines war sicher: an den ultramodernen Filzpuppen mit den realistisch modellierten Gesichtern fand Judy absolut keinen Gefallen. Am Anfang ihrer Forschungsreise hatte die Mutter auf eine solche Künstlerpuppe gezeigt. „Schau, sie ist genau wie ein wirkliches Kind! Reizend, nicht wahr?“

„Oh nein!“ rief Judy mit unerwarteter Heftigkeit. „Ich finde sie scheußlich. Weißt du, sie ist ganz und gar nicht wie eine wirkliche Puppe!“

Und sie wandte sich wieder den Ringellocken zu, den riesigen Augen und den winzigen Rosenknospen-Mündchen. Ihre Mutter wunderte sich. Puppen, ursprünglich primitive Nachbildungen von Männern und Frauen, hatten mit der Zeit eine ganz spezielle rassische Eigenart entwickelt, von der sie offenbar nicht abweichen konnten, ohne weniger liebenswert zu werden.

Schließlich gelang es Judy, ihre Wahlkandidatinnen auf zwei zu reduzieren: eine Blondine in blauer Seide und eine Brünette in rosa Organdi. Es war ihr aber ganz unmöglich, sich zwischen diesen beiden zu entscheiden.

„Wir wollen losen“, sagte schließlich die Mutter. Sie losten mit Tobys halbem Penny, und die blonde Puppe trug den Sieg davon.

Judy stand da und starrte die beiden Schachteln an. Ihre Augen wurden ganz rund vor Staunen.

„Wie komisch, Mami! Ich hab’ geglaubt, daß mir beide genau gleich gut gefallen! Aber jetzt weiß ich bestimmt, daß ich die Braune will! Ist dir das beim Losen auch schon mal passiert?“

„Oft“, erwiderte Mrs. Miniver lächelnd. Sie erinnerte sich, mit welcher großer Verwunderung sie als Kind eben diese Erfahrung gemacht hatte.

Und es kam ihr wieder einmal zum Bewußtsein, daß die größte Freude der Eltern darin besteht, zu sehen, wie die gleichen Ereignisse, die sie selbst seinerzeit entzückten, von ihren Kindern mit frohem Staunen neu entdeckt werden.

Beim Zahnarzt

„Sitzen Sie bequem?“ fragte Mr. Hinchley, nachdem er die übliche Ouverture auf den verschiedenen Griffen und Pedalen des verstellbaren Stuhles gespielt hatte.

„Ja, danke“, murmelte Mrs. Miniver. Gräßlich, hätte sie am liebsten hinzugefügt. Wahrhaftig, die raffinierteste Grausamkeit moderner Zivilisation verkörpert sich in dieser schmucken, genial konstruierten Maschine aus glänzendem Leder und blitzendem Stahl, die einen hochhebt und umkippt, die einem tadellos den Rücken stützt und den Kopf sanft zwischen zwei gepolsterte Kissen klemmt. In keinem Fauteuil, den man für sein Heim zu kaufen kriegt, kann man diese vollkommene Entspannung aller Muskeln finden wie in diesem Zahnarztstuhl. Die gefolterten Nerven aber entbeh-

ren den Trost eines Gegenreizes. Früher einmal war das Opfer wenigstens durch einen Schmerz im Rücken abgelenkt worden, durch einen Krampf im Nacken, durch Kribbeln und Stechen in den Beinen und durch das unangenehme Kitzeln der Plüschüberzüge unter den Handflächen. Jetzt aber durfte man sich, – allzu vollkommen zwischen Himmel und Erde aufgebahrt, – ungestört auf die Höllenqualen konzentrieren.

„Ein biß-chen wei-ter auf-machen!“ bat Mr. Hinchley mit zarter Stimme und betonte jede Silbe, als wolle er ein ganz kleines Kind im Lesen unterrichten. Er war freundlich, lebhaft, blond und jung, und er roch (Gott sei Dank!) nach nichts anderem als nach feiner Rasierseife.

Mrs. Miniver gehorchte demütig und ergab sich resigniert der Peinigung des elektrischen Bohrers. Schade, dachte sie, daß Symbole aus dem Gebiet der Technik heute keinen Platz mehr in der Dichtung haben und als *vieux jeu* gelten. Die modernen Schriftsteller kennen alle neuzeitlichen Errungenschaften seit sie denken können und nehmen sie als etwas Selbstver-

ständliches hin, sodaß ihre Phantasie durch diese Dinge nicht angeregt wird. Aber was hätte zum Beispiel Donne alles über den elektrischen Bohrer geschrieben! Mit welch harten, scharfen, rauhen Rhythmen hätte er eine Metapher nach der anderen geschaffen, hätte das Bohren mit den grausamsten Foltern der Seele verglichen: mit Eifersucht, mit Reue, mit dem giftigen Biß des schlechten Gewissens, mit dem peinlichen Nagen der Schulden . . .

„Fühlen Sie sich wohl?“ fragte Mr. Hinchley besorgt.

„Aoh-ra-ggh“, erwiderte Mrs. Miniver.

Vollkommen wohl! Großartig! Ich bin entzückt! Ich könnte mir keine schönere Beschäftigung für einen strahlenden Nachmittag im Vorfrühling denken! Denn der Vorfrühling war zweifellos da, wenn man auch auf einen Rückfall in den Winter gefaßt sein mußte. Die kahlen Bäume vor Mr. Hinchleys Fenster zeigten noch keine Knospen, aber sie sahen gespannt und unternehmungslustig aus, wie das Gesicht eines Menschen, der eben einen guten Einfall gehabt, ihn aber noch nicht ausgesprochen hat.

Der Himmel hinter den dunklen Zweigen war klar und mattblau wie der Himmel auf den Aquarellen ihrer Tante.

Mrs. Miniver konzentrierte ihren Blick so gut sie konnte auf die Ferne und hoffte, all ihre anderen Sinne würden ihm dorthin folgen. Vergebens. Der Bohrer war zu beharrlich. Also holte sie ihren Blick zurück und richtete ihn vorwurfsvoll wie ein Jagdhund auf Mr. Hinchley, der aber zu beschäftigt war, um es zu bemerken. Nun gab sie sich einige Minuten lang der genauen, möglichst objektiven Studie seiner linken Augenbraue hin (die für eine Braue wirklich nicht schlecht gezeichnet war) und kam zu dem Ergebnis, daß nur eine große, romantische Liebe den Anblick des menschlichen Gesichts aus solcher Nähe erträglich mache.

Da weder Ferne noch Nähe ihr hatten helfen können, versuchte sie es nun mit der mittleren Distanz: die Stuckreliefs an der Zimmerdecke, die runde, weiße Lampe, – ein Milchglas-Mond, – der Röntgenapparat, der Sterilisierapparat, zu ihrer Linken die Glasschale und der Becher mit rosa Mundwasser und rechts von ihr das große,

komplizierte Gebilde, das lächerlicherweise einem Porzellan-Schneemann glich. Ihm entsproß neben anderen Geräten auch dieser unerträgliche, dieser unentrinnbare, dieser ganz und gar abscheuliche Bohrer.

„Vergessen Sie nicht“, sagte Mr. Hinchley fröhlich, daß Sie ihn selbst abstellen können, wenn es ungemütlich werden sollte.“

„’anke“, machte Mrs. Miniver. Wenn es ungemütlich werden sollte...! Untertreibungen können auch zu weit getrieben werden. Sie tastete mit der Fingerspitze nach dem kleinen, kalten Knopf auf der rechten Armlehne, der, wenn sie darauf drücken würde, das elektrische Ungetüm sofort zum Schweigen brächte. Dies war immerhin eine barmherzige Vorrichtung, die es bei Eifersucht und den anderen Seelenqualen leider nicht gibt.

Soweit es aber Mrs. Miniver betraf, hätte dieser Knopf ebenso gut nicht da sein müssen; denn sie konnte sich nie entschließen, ihn zu gebrauchen. Etwas hielt sie stets davon ab, – eine undefinierbare Mischung von edlen und unedlen Gefühlen, von Stolz und Masochismus, von

noblesse oblige und dem Beispiel des Spartanischen Knaben. Dazu kam noch eine ganz unvernünftige Antipathie gegen die junge Person in weißem Kittel und weißer Haube, die sich dauernd hinter Mr. Hinchley zu schaffen machte und darauf wartete, daß er „Spatel“ oder „Rosa Wachs“ sagte. Es war an Miß Bligh absolut nichts auszusetzen. Sie war höflich, dekorativ und tüchtig. Aber irgendwie war es psychologisch unmöglich, in ihrer Gegenwart auf den erlösenden Knopf zu drücken.

Endlich stellte Mr. Hinchley selbst den Bohrer ab.

„Fertig?“ fragte Mrs. Miniver und lächelte schief und hoffnungsvoll.

„Leider noch nicht. Aber ich glaube, Sie haben jetzt genug Schmerzen ausgehalten. Ich will Ihnen lieber eine Lokalanästhesie machen.“

Wie durch ein Taschenspielerkunststück hielt Miß Bligh plötzlich eine Injektionsspritze zwischen ihren rosigen Fingern. Ebensogut hätte sie eine Billiardkugel, ein weißes Kaninchen oder ein Pik-Aß hervorzaubern können, dachte Mrs. Miniver. Beim Einstich der Injektion fühlte

sie einen scharfen Schmerz, doch gleich darauf die magische Wirkung des Kokains. Die linke Gesichtshälfte hörte sofort auf, ein Teil von ihr zu sein. Sie strich neugierig mit dem Finger über die Wange. Es war, als berühre sie jemand anderen. Dies gab ihr das Gefühl, als sähe sie sich selbst zum ersten Mal ganz deutlich. Nicht in einem Spiegel, wo die Augen immer gleichzeitig schauen und angeschaut werden, sondern von außen, als ob sie zum Beispiel durch das Fenster unbemerkt einen Blick auf ihr eigenes Profil würde.

Ach, ich möchte wirklich dem Dichter John Donne einen Boten in das Paradies schicken, dachte Mrs. Miniver ungeduldig. Lauf, kleiner Engel in der Liftboyuniform, lauf durch die Palmen-Hallen und die vergoldeten Korridore des Himmels und rufe seinen Namen aus in gedehntem Singsang (wie du das immer machst): „Miiis-ter Doh-honne!... Miiis-ter Doh-honne!“ und sage ihm, hier unten im Ordinationszimmer von Mr. Hinchley sei Stoff für mindestens zwei Gedichte, die er noch schreiben müsse. Miß Bligh wird ihm die Feder reichen.

Eine Tasche voll bunter Steinchen

Als Mrs. Miniver in der Pont Street an einem Taxistand vorüberging, hörte sie, wie ein ganz dicker Chauffeur mit einer Säufernase zu einem ganz alten Chauffeur mit einem Triefauge sagte: „Man behauptet, das alles kommt nur vom Unterbewußtsein her . . .“

Entzückt steckte sie diesen Vorfall in ihre Tasche wie ein buntes Steinchen. Es gesellte sich zu verschiedenen andern, die sie heute schon gesammelt hatte, um sie Clem zu zeigen. Der Tag war lohnend gewesen. Und Clem, der aufs Land gefahren war, um mit einem Kunden zu lunchen, würde höchstwahrscheinlich auch ein paar nette Sachen mit heimbringen. Dies ist das Salz der Ehe, dieses allabendliche Ausleeren der Taschen, die sich tagsüber mit Erlebnissen gefüllt haben; diese zutiefst befriedigende Gewohnheit,

jeden Eindruck auch mit den Augen und Ohren des andern zu genießen. Auf diese Weise führt man gewissermaßen ein Doppelleben. Und gleichzeitig ist man niemals ganz allein.

Im Weitergehen musterte sie unwillkürlich ihre heutige Sammlung bunter Steinchen. „Sie sahen aus, wie von Daumier gezeichnet“, so würde sie erzählen, „gerade als ich vorbeiging, sagte der Dicke zum Alten...“ Und dann würde Clem an der Reihe sein: „Da war so ein richtiger alter Haudegen, weißt du, rot wie ein Hummer, mit einer Krawatte in den Farben seines Regimentes. Er sagte: ‚Ich rede und rede – und soviel ich auch rede, – es ist in den Wind geredet – äh – in den Wind geredet...‘“ Danach konnte sie mit Marys Verlobung aufwarten, die ihr nach Clems Abfahrt heute morgen telephonisch mitgeteilt worden war; mit dem Witz, den Toby auf dem Schulweg gemacht hatte; und schließlich mit dem Glanzstück, der herrlichen Saga von der Frau, die beim Lunch neben ihr gesessen hatte . . .

Mrs. Miniver wußte nicht wie sie hieß. Hätte sie diese Dame erfunden, so würde sie ihr den

Namen *Burfish* gegeben haben. Wahrscheinlich Lady Constance Burfish; oder vielleicht war Mrs. Claude Burfish noch geeigneter. Nun, es stellte sich heraus, daß sie in Gloucestershire lebte; und wo lebte Mrs. Miniver? In London. Aber sie hatten ein kleines Haus in Kent.

„In Kent? Wie nett!“ Mrs. Burfishs Ton deutete an, daß Kent nicht gerade das Vornehmste sei.

Es war unvermeidlich, daß sie auf die Evakuierung und Einquartierung der Kinder zu sprechen kamen. Mrs. Miniver erzählte, sie hätten sich bereit erklärt, sechs Kinder aufzunehmen oder auch mehr, falls die Regierung ihnen genügend Betten zur Verfügung stellen würde, um das große Spielzimmer in einen Schlafraum zu verwandeln.

„Wie wacker von Ihnen!“ rief Mrs. Burfish. „Aber wissen Sie, ein kleines Haus wie das Ihre ist eben doch etwas anderes. Ich meine, von einem kleinen Haus erwartet man doch nicht – nicht wahr? – man stellt doch nicht dieselben hohen Ansprüche . . .“

Mrs. Miniver, deren Ansprüche auf Komfort

sich ebenso wie die ihres Mannes in beinahe strafbarer Höhe bewegten, verglich in Gedanken die helle Wärme von Starlings mit einigen der Zimmer, die sie öfters als Gast in großen Landhäusern bewohnte. Aber sie schwieg. Sie wollte diese Ausführungen nicht unterbrechen, die ihr großes Gaudium zu versprechen schienen.

„Natürlich“, fuhr Mrs. Burfish fort (nein, sie mußte doch Lady Constance heißen), „war ich absolut höflich zu dieser kleinen Frau, die man mir geschickt hat. Ja, ich habe sie sogar bedauert. Und ich sagte zu ihr: ‚Wie peinlich mag es doch für Sie sein, sich so in fremde Häuser eindringen zu müssen!‘ Aber wissen Sie, sie schien sich nicht viel daraus zu machen. Ich glaube, manche Leute sind wohl nicht sehr sensibel.“

„Ja, das glaube ich auch.“

„Und ich habe ihr ganz offen gesagt: ‚Im Kriegsfall werden Sie mich nur allzu bereit finden, meine Pflicht zu erfüllen. Aber ich sehe einfach den Grund nicht ein‘, sagte ich, ‚warum man sich schon im vornhinein offiziell binden und die Dienstboten verwirren muß‘.“

Was habe ich doch für ein Glück, dachte Mrs.

Miniver dankbar. Natürlich hatte sie in der Zeitung schon von Derartigem gelesen, aber eine ihrer Freundinnen, die bei der Vormerkung der Quartierplätze half, hatte ihr versichert, daß man zum Glück selten eine solche Einstellung finde. So erfüllte sie jetzt, Auge in Auge – oder besser: Ellbogen an Ellbogen mit einem beglaubigten Exemplar dieser Spezies dasselbe Gefühl, ein stolzes Vorrecht zu genießen, wie damals in Teesdale, als sie sich eben von einem unangenehmen Kampf mit dem Wacholderdickicht, in das sie geraten war, befreit hatte und plötzlich ganz deutlich sah, wie eine aufgescheuchte Schnepfe ihr Junges zwischen den Beinen forttrug. Jetzt, als sie Lady Constance fasziniert betrachtete, war ihr, als sollte sie eigentlich ihrer Jagdzeitschrift *The Field* über dieses Erlebnis einen Brief schreiben. Sie würde offenbar ein gerütteltes Maß erhalten, denn Lady Constance fuhr fort:

„– – und natürlich sagte ich bevor sie ging zu ihr: „Und selbst, wenn es zum Allerschlimmsten kommen sollte, müssen Sie es der Obrigkeit ganz klar machen, daß ich nur *wirklich feine Kinder* annehmen kann.““

Mrs. Miniver konnte sich nicht zurückhalten.
„Und was soll mit den übrigen Kindern geschehen?“

„Ganz sicher wird es auch für diese Lager geben“, entgegnete Lady Constance fest.

Die Konversation am Tisch nahm ihren Fortgang. Nach ein paar Minuten hörte Mrs. Miniver, wie Lady Constances anderer Nachbar, der einen der berühmten Norfolk-Geschlechternamen führte, höflich sagte:

„In Gloucestershire? Wie nett!“

Kent war gerächt.

Brombeerranken und Apfelbäume

„Das schlimmste bei der Gartenarbeit“, sagte Mrs. Miniver, „sind die vielen Symbole, die einem einfallen, so daß man gar nicht weiß, wo beginnen.“

Sie lag über einen der höchsten Äste des Apfelbaumes hingestreckt, langte nach einer dicken Brombeerranke, durchschnitt sie und freute sich an dem scharfen Knirschen.

„Stimmt“, kam Clems Stimme von unten. Er löste mit einem Gartenmesser die Brombeerwurzeln ab und zog die Ranke herunter wie ein Tau. „Das ist ein Ausstellungsstück! Im ganzen muß sie ungefähr dreißig Fuß lang gewesen sein.“

Sie hatten eben das winzige, weiße, wetterfeste Haus auf der andern Seite des Starlings-Waldes gekauft, das leer stand, seit der alte Korbflechter Parsloe vor einem Jahr dort ge-

storben war. Mindestens zwei Jahre lang hatte er das Bett hüten müssen, so daß der kleine Garten mit seinen Obstbäumen ganz verwildert war. Die Minivers kauften Parsloes Haus zum Teil deshalb, weil sie fürchteten, daß Bateman, der Bauunternehmer des Ortes, sich des Anwesens bemächtigen und es verderben könnte. Vor allem aber, weil beide, – nachdem sie ihren Besitz in Starlings schon fast zur Vollkommenheit gebracht hatten, – ein unersättliches Verlangen nach neuem Material erfüllte. Diese seelische Einstellung kann man bei Haus und Besitz ebenso haben, wie bei menschlichen Beziehungen. Wer dieses Gefühl nicht kennt, wird es leicht für Unbeständigkeit halten. Das kam aber in diesem Fall nicht in Frage; die Minivers liebten Starlings innig und hätten es für keinen anderen Landsitz in ganz England eintauschen mögen. Doch augenblicklich genossen sie ungeniert einen recht schamlosen Flirt mit dem neuen Häuschen. War dies vorüber, erklärte Clem, dann würden sie es wahrscheinlich mit einem ihrer Freunde verheiraten. Inzwischen füllte es ihre Osterferien sehr angenehm aus.

Fast täglich kamen sie mit den Kindern herüber. War das Wetter schlecht, so arbeiteten sie im Haus, – war es gut, im Garten. Sie malten, kalkten und tapezierten, sie gruben, jäteten und pflanzten, ohne sich weiter zu fragen, warum und für wen sie es taten.

Hinter dem kleinen Kartoffelacker, dicht neben der hohen Hecke, die den Garten von der Dorfstraße trennte, standen drei Apfelbäume. In deren Lebensraum war während der letzten Jahre eine Armee von Brombeerranken heimlich, aber stetig eingedrungen. Einige stießen von der Hecke her in geschlossenen Reihen vor und erstickten die rückwärtigen Äste beinahe in ihrer Umarmung. Andere stiegen vom Boden auf, schwangen sich um die obersten Zweige und glitten auf der anderen Seite wieder hinab, bis die Bäume kreuz und quer an die Erde gefesselt waren wie die Heuschöber auf den windigen Hochlandsweiden. Die Aufgabe ihrer Rettung vereinigte die reizvollen Merkmale eines Befreiungs- und eines Vernichtungsfeldzuges; diese Kombination genossen die Minivers ganz besonders. Konstruktive Destruktion ist eine der er-

freulichsten Beschäftigungen, die es gibt. Im zivilisierten Leben findet sich dazu nur allzu selten eine Gelegenheit. Auch ein Reisigfeuer macht immer sehr viel Spaß. Hier bot sich den Kindern ein Vorwand, Tag für Tag einen hohen Scheiterhaufen aus Bündeln von Clems Ranken zu errichten und in der Asche Kartoffeln zu braten.

Was Mrs. Miniver selbst betraf, so bedauerte sie nur, erst jetzt entdeckt zu haben, daß der einzig richtige Ort, den Frühling zuzubringen, der Wipfel eines Apfelbaumes ist, die tägliche, innige Nähe seiner Rinde, seiner Blätter, seiner Blüten. In den ersten Wochen des Frühlings (ebenso wie in den ersten Jahren der Kindheit) gibt es Zeiten, da die Stunden rasen, da der Film in flüchtiger Eile abrollt; der leidenschaftlich beteiligte Zuschauer wagt nicht, auch nur einen Moment den Blick abzuwenden, aus Angst, ein liebliches, unwiederbringliches Entwicklungsstadium zu versäumen. Eben jetzt war so eine Zeit. Ein Blick – und die Knospen waren so fest und rosig geschlossen wie die Fäuste eines Neugeborenen. Wieder ein Blick – und sie waren

halb gelockert. Morgen würden sie sich vielleicht öffnen und am nächsten Tag in voller Pracht erblühen wie die auf dem Birnbaum am andern Ende des Gartens, der ins Sonnenlicht emporragte, groß, rund und blendend wie eine hochgetürmte Wolke.

„Zeit für ein Glas Bier!“ rief Clem und ging ins Haus, um es zu holen.

Mrs. Miniver steckte die Baumschere in den Gürtel und richtete sich bequemer auf ihren Ästen ein. Sie war entschlossen, nicht zur Erde hinabzusteigen, bevor es unbedingt nötig war; wenn irgend möglich nie mehr. Durch die jungen Blätter lugte sie hinunter und erblickte Toby, der mit Stöckchen und Garn ein kompliziertes Netzwerk über einem Stück frisch gesäten Rasens errichtete. Er zertrat ziemlich viel von dem Samen, denn er hatte sein Herz daran gehängt, das Muster der Fäden symmetrisch zu ziehen. Vin und Judy aßen Kartoffeln und ließen Schnecken einen Zaunpfahl hinauf um die Wette kriechen. Auf der benachbarten Wiese hüpfen zwei Lämmer umher, – (die einzigen Lebewesen, die unsere Vorstellung von ihnen nie ent-

täuschen). Ihre Wolle wetteiferte in schimmerner Weiße mit den Birnenblüten. Der Rauch des Reisigfeuers schwebte blau und duftend über den Kartoffelacker. Von irgendwoher auf der anderen Seite der Dorfstraße rief eine unsichtbare und unermüdliche Amsel immer und immer wieder ihr „Doh – mi!“. Sie hatte diese Bemerkung täglich so viel hundert Mal wiederholt, daß niemand ihr mehr zuhörte.

Clem trat aus dem Häuschen und blieb einen Augenblick stehen, um ihr bisheriges Werk mit kritischen Augen zu betrachten.

„Heute haben wir allerhand geleistet“, sagte er, indem er seiner Frau ein Glas Bier in die Zweige hinauf reichte. „Langsam fängt man an, wieder etwas von den Bäumen zu sehen.“

Mrs. Miniver tat ein paar tiefe Züge. „Die Brombeerstauden werden höchstwahrscheinlich behaupten wollen, die Apfelbäume hätten sie mit Einkreisung und Überfall bedroht.“

„Ach, das erinnert mich“, rief Clem, „wir müssen rechtzeitig heimgehen, wenn wir die Nachrichten noch hören wollen.“

Der Khelim-Teppich

„Herr Professor Badgecumbe hat soeben angerufen, er läßt sich vielmals entschuldigen, er kann erst in ungefähr zwanzig Minuten hier sein.“

Hinter der höflichen Miene von Badgers Sekretärin lauerte eine wachsame Tigerin, bereit, loszuspringen, sobald Mrs. Miniver es wagen sollte, auch nur das leiseste Zeichen von Ärger zu äußern. In Miss Perrins Augen war ihr Chef ein Gott, und Tischgäste, die er warten ließ, hatten keinerlei Recht, sich zu beklagen. Das Privileg, ihn überhaupt zu kennen, mußte ihnen genügen.

Eigentlich war Mrs. Miniver der gleichen Ansicht. „Das macht absolut nichts“, versicherte sie, „ganz bestimmt ist er von etwas besonders Wichtigem aufgehalten worden.“

„Bestimmt.“ Die Tigerin zog sich beschwichtigt zurück.

Von etwas besonders Wichtigem aufgehalten, ... das ist nicht schlecht, dachte Mrs. Miniver. Wahrscheinlich hat er in seinem Laboratorium herumgetrödelte und ganz einfach die Zeit vergessen. Oder ihm ist in der Untergrundbahn eine wundervolle neue Idee gekommen, und so fuhr er, in Gedanken versunken, bis zur Endstation. Das wußte sie ganz genau, und das wußte auch Miss Perrin, und jede wußte, daß die andere es wußte. Aber beide liebten Badger; also war der Professor von etwas besonders Wichtigem aufgehalten worden, und Mrs. Miniver nahm in seinem Arbeitszimmer Platz, um zu warten.

Mrs. Miniver war tatsächlich ganz froh darüber. Seit mehreren Wochen durchmaß sie eine jener dünnen Wegstrecken des Lebens, die hier und da die reicheren Zeiten ablösen; es war eine Phase, in der es weder Größe noch Fröhlichkeit gab, weder Großstadtglanz noch ländlichen Frieden, sondern nur enge Schrebergärten und Müllhaufen, das graue Gaswerk auf der einen

Seite, morsche Lattenzäune auf der anderen. In der Regel sorgte Mrs. Miniver dafür, daß die Angelegenheiten des Haushaltes nicht mehr Platz einnahmen, als ihnen zukam. Sie sollten, ihrem Gefühl nach, nur ein leises, unaufdringliches Summen im Hintergrund des Bewußtseins bedeuten, der Mechanismus des Lebens dürfte das Leben selbst niemals stören. Doch ab und zu schien es, als triebe ein boshafter Kobold sein Unwesen. Plötzlich ging alles schief: die Kamine rauchten, die Wasserrohre platzten, der Staubsauger verursachte Kurzschluß, die Spitzenvorhänge gingen in der Wäsche kaputt, Glas und Porzellan zerbrach in tausend Stücke, Nannie verstauchte sich den Knöchel, die Köchin bekam Angina, das Stubenmädchen kündigte um zu heiraten, und die Kurbel der Fleischhackmaschine war unauffindbar.

Mrs. Miniver wußte schon, daß es in solchen Zeiten am besten ist, im Geiste Scheuklappen anzulegen und sie so lange zu behalten, bis alles wieder glatt geht. Jeden Morgen beim Erwachen hat man eine Liste vor sich, die beginnt mit: *Stöpsel für Ausguß. Schnur. X-Haken.*

Leim ... und endet mit: Spengler anrufen. Kaminfeger bestellen. Verfluchte Wäscherei. Der Horizont verengt sich, das geistige Auge konzentriert sich auf einen kleinen Kreis ärgerlicher Details. Unfruchtbarkeit setzt ein. Die Schößlinge der Seele werden zertreten. Die Gedanken – einst so liebe Gefährten – verwandeln sich in todlangweilige Clubgenossen, von denen nur der Schlaf Befreiung bringt. Ist man in einem derartigen Zustand, so bedeutet eine halbe Stunde des Wartens in einem fremden Haus nur die reinste Freude. Daheim hinkt der Fußschemel mit gebrochenen Beinen und dürstet nach Leim. Jungfräulich unberührt liegt der Vorhangstoff da, noch nicht von Schnüren hochgerafft. Und in Acton hält die Wäscherei friedlich ihren Mittagsschlaf und ahnt nicht, daß sie in Ungnade gefallen ist. Man selbst aber ist frei. Und doch muß man kein schlechtes Gewissen wegen dieses Müßiggangs haben, man ist dazu gezwungen worden durch die Tatsache, daß älterliche Professoren in so dankenswerter Weise ihren Ruf der Zerstreutheit bestätigen.

Mrs. Miniver lehnte sich in Badgers Fauteuil

zurück und machte sich bereit, ihre Gedanken schweifen zu lassen, wohin sie immer wollten. Doch sie hatten geistlose Gewohnheiten angenommen, wie Hunde, die an der Kette gehalten werden und, einmal freigelassen, zunächst nur an den Gegenständen herumschnüffeln, an die sie nun einmal gewöhnt sind. Unwillkürlich stellte sie fest, daß ein Griff an Badgers Schreibtisch fehlte, daß eine Scheibe des Bücherschranks zerbrochen war, daß der gläserne Türschoner nur noch an einer Schraube hing. Hört mal, sagte Mrs. Miniver zu ihren Gedanken, habe ich nicht in letzter Zeit genug von diesem langweiligen Zeug gehabt? So lauft doch fort und bringt mir etwas wirklich Interessantes zurück! Anständige Gedanken haben, wenn sie einmal von der Koppel gelassen werden, ihrer Herrin gegenüber diese Pflicht: losrennen, ins hohe Gras springen und mit einem wirklich großartigen Einfall zurückkommen, den man mit klopfendem Herzen der Herrin zu Füßen legt... Vorwärts also! Los!

Ihr Blick wanderte über den Fußboden. Der Kaminvorleger war ein alter Khelim-Teppich,

fadenscheinig, aber immer noch mit leuchtenden Farben. Eine Reihe kleiner Rhomben, deren Winkel sich berührten, bildeten seine Einfassung. Müßig ließ sie ihr Auge über diesen Streifen hingleiten, begann ganz links und nannte der Reihe nach die Farben. Blau, violett, rot. Blau, violett, ro – sie stockte; denn das zweite Rot war anders als das erste. Also mußte sie nochmals von vorne beginnen. Blau, violett, scharlachrot. Blau, violett, zinnoberrot. Blau, violett, scharlach – aber hier gab es ja noch ein drittes Rot, neben welchem das erste beinahe orange aussah. Demnach: Blau, violett, weinrot. Blau, violett, zinnoberrot. Blau, violett, scharlachrot . . .

Und das ist eines von den Dingen, mußte sie denken, die das Leben so schwer machen. Von den vielen, verschlungenen Einzelheiten, aus denen es sich zusammensetzt, sehen wir nie mehr als eine zur gleichen Zeit. Darum ist es unmöglich, ihre relative Bedeutung zu ermessen. In wievielen Details müssen wir jedes einzelne Erlebnis erfassen, bevor es in die Vergangenheit entgleitet? Genügt „Rot“ oder müssen wir uns das

Gehirn zermartern, um eine genauere Bezeichnung zu finden, um uns zu entscheiden zwischen Blutrot und Karmesinrot, Purpurrot und Kardinalrot? Dieser Kummer, diese Freude, dieses Gespräch, diese Bekanntschaft, dieser Autounfall, dieses Picknick – können wir all das ein für allemal abwägen und ihm einen festen Platz in unserem Gedächtnis anweisen – oder werden wir früher oder später gezwungen sein, es wieder hervorzuholen und neu zu klassifizieren? Konnte Mrs. Miniver diese graue und langweilige Zeitspanne, in der sie sich soeben befand, ganz einfach mit der Bezeichnung „öde“ abtun oder würde sie einmal eine so trostlos dunkle Phase durchmachen müssen, daß ihr der jetzige Rhombus durch den Kontrast hell erscheint?

Die Türe öffnete sich und Badger trat ein. Zuerst kam sein Bart, dann seine Augenbrauen und schließlich seine übrige, umfangreiche und doch bewegliche Person.

„Ich fürchte, ich habe mich ein wenig verspätet“, sagte er.

Es war fünf Minuten nach zwei.

Auf dem Fluß

„Wasserratte“, sagte Vin und zeigte mit dem Kinn nach der Sandbank.

Seine Mutter blickte hin, gerade noch rechtzeitig, um die blitzenden Äuglein und das glatte Fell zu erspähen, bevor das Tier im Schilf verschwand.

„Uff!“ stöhnte Clem, „nicht so hetzen! Du bist im Training und ich nicht. Ich habe ganz vergessen, wie weit der Weg auf dem Fluß zu Tante Hetty ist.“

„Nur noch etwa eine Meile von hier aus.“
Vin verlangsamte seine Ruderschläge ein wenig.

Mrs. Miniver lehnte sich zurück, ließ die Hand ins Wasser hängen und überlegte, woran Vin – bewußt und unbewußt – denken mochte, wenn er das Wort „Meile“ aussprach. Wahrscheinlich an die Strecke zwischen dem Haus seines Großvaters und dem Dorf; dort hatte die

Familie meistens die Sommerferien verbracht, als Vin noch klein war und bevor sie Starlings besaßen. „Bis zur Post ist es gerade eine Meile“, hatte sicher irgend jemand in seiner Gegenwart gesagt. Und von da an würde er wohl bis an sein Lebensende alle Meilen nach dieser einen messen. Judys Privat-Meile war höchstwahrscheinlich der Feldweg von Starlings nach Brickwall Farm, ihr liebster Spaziergang; vielleicht auch Tobys, später einmal. Jetzt dachte er noch nicht an Meilen. Jetzt maß er die Distanzen noch mit wahren und nicht mit künstlichen Berechnungen. Er wußte genau, daß Brickwall Farm sehr, sehr weit entfernt lag, wenn man müde war und ganz nah, wenn man sich frisch fühlte. Ebenso war es mit der Zeit. Für Mrs. Miniver selbst würden „Zehn Minuten“ immer die Dauer der Vormittagspause bedeuten, zwischen den Unterrichtsstunden bei ihrer Gouvernante. Und „eine Stunde“ war die Zeit nach dem Tee, die sie anstandshalber in sauberem Kleidchen und Schärpe bei Großmutter im Salon absitzen mußte.

In ihrer Gartenlaube am Ufer saß Tante Hetty,

strickte an einem Strumpf und hielt nach ihren Gästen Ausschau. Vin band das Boot an dem kleinen Landungssteg fest und sie stiegen aus.

„Ach, meine Lieben! Herrlich, daß ihr da seid!“ Tante Hetty wickelte die Wolle auf und bohrte die Nadeln durch den Knäuel, als wolle sie ein Stück Hammelfleisch aufspießen, um *Schaschlik* zu machen. „Kommt, wir nehmen den Tee im Erdbeerbeet.“

„Im Erdbeerbeet?“

„Ja. Eine großartige Idee. Sie fiel mir ein, als Vin das letztemal hier war. Ihr wißt doch, um wieviel besser die Erdbeeren schmecken, wenn man sie direkt pflückt. Der Nachteil ist nur, daß man dabei nie Rahm und Zucker hat. Nun, – da habe ich mir gedacht, – warum soll man also nicht Rahm und Zucker aufs Erdbeerbeet mitnehmen, unter das Netz? Wir haben es versucht, – phantastisch! Ich weiß nicht, warum mir das nicht schon längst in den Sinn gekommen ist.“

Sie nahm Vins Arm und schritt über den Rasen. Die anderen folgten und tauschten lächelnde Blicke aus, amüsiert und voll Zunei-

gung für Tante Hetty. Herrliche Frau! Keiner außer ihr wäre auf so eine Idee gekommen – besser gesagt: kein anderer hätte sie auch ernsthaft und so geschickt ausgeführt, mit allem, was dazu gehört: Tisch und Stühle, die silberne Teekanne und die Gurkenbrötchen. Sie hatte sogar das Netz, das sonst die Erdbeeren zum Schutz bedeckte, mit Pflöcken hochheben lassen, um Platz für die Köpfe zu schaffen.

Nach dem Tee nahm Vin seinen Vater mit sich an den Fluß, um ihm die Stelle zu zeigen, wo er vorige Woche eine Riesenforelle an der Angel gehabt, aber wieder verloren hatte. Er meinte, sie könne zufällig noch dort sein.

„Ganz bestimmt“, erklärte Clem, „ich möchte wetten, es ist dieselbe, die ich als Junge immer gesehen habe. Diese Themseforellen sind unsterblich.“

Mrs. Miniver und Tante Hetty schlenderten wieder nach der Gartenlaube.

„Mein Vorrat an Großneffen nimmt ab“, Tante Hetty löste den *Schaschlik* von der Nadel. „Margarets Jüngster geht zu Ende des Semesters von der Schule ab, dann habe ich

nur mehr Vin. Wenn der geht, gibt es wohl eine Unterbrechung von zwei Jahren, bevor Toby kommt.“

„Leider. Obwohl es vom finanziellen Standpunkt aus natürlich eine Erleichterung ist.“

Tante Hetty schnaufte. „Vom Tantenstandpunkt aus ist es unentschuldigbar. Ihr seid doch so viele, ihr hättet das unter euch wohl geschickter arrangieren können. Wozu um alles auf der Welt bin ich wohl da? Das möchte ich mal wissen.“

Um ein Muster und Beispiel für alle Tanten zu sein, dachte Mrs. Miniver, das Entzücken der Buben und der Trost ihrer Eltern. Und um zu zeigen, daß in jeder Generation mindestens ein Mädchen unverheiratet bleiben sollte, um den Tantenberuf zu einer raffinierten Kunst zu machen und um, wenn irgendmöglich, ein Landhaus zu haben, nicht mehr als elf Meilen entfernt, am liebsten zwischen Boveney und Queen's Eyot.

Tante Hetty warf einem Schwan ein Stück Kuchen zu. Täglich nach dem Tee fütterte sie die Schwäne.

„Nicht, daß ich diese Tiere so besonders gern hätte“, gestand sie, „aber schließlich sind wir Nachbarn, da ist es, glaube ich, am besten, sich zu vertragen.“

„Du hast recht. Es sind eingebildete Kerle. Sie machen immer ein Gesicht, als ob sie ihren eigenen Stammbaum studieren würden.“

Es dauerte nicht lange bis die anderen zurückkamen. Sie hatten die Forelle gesehen und Clem schwor, daß sie ihm einen Blick des Erkennens zugeworfen habe.

„Wir müssen nun gehen“, sagte Vin bedauernd. „Mit dem Boot können wir die Abkürzung über Queen's Eyot nicht machen. Schade.“

Als sie bei der nächsten Flußbiegung zurücksahen, stand Tante Hetty immer noch da und winkte ihnen zum Abschied. In der Hand hielt sie den Strickstrumpf; die Sonne glänzte auf den Nadeln.

Das war ein reizender Nachmittag, dachte Mrs. Miniver, während sie zwischen den flachen, grünen Ufern sanft stromabwärts glitten. In den meisten Gegenden von England gefiel ihr diese Jahreszeit am wenigsten – diese Reife

und Schwüle, die Farbe der Bäume (nicht mehr jade- sondern malachitgrün) und die Hecken, beinah schwarz gegen die blassen, ausgedörrten Felder. Besonders in den Gebieten um Starlings herum war der Frühling der eigentliche Höhepunkt des Jahres. Der Sommer bedeutete Niedergang, *dégringolade*. Sehnsüchtig erwartete man den Herbst, der Farbe und Zauber wiederbringen sollte. Doch hier, in dieser Landschaft, war der Hochsommer eine ideale Zeit. Hier standen die Uferwiesen in kühlem, frischen Grün; das stete Hinströmen des Flusses, die zitternden Reflexe in seiner Tiefe und das Spiel des Lichts auf seiner Oberfläche schenkten Bewegung und Vielfalt, so daß man nichts von jener brütenden Stille empfand, die im Juli auf unbewässerten Landstrichen lastet. Auch die üppig wuchernde Vegetation des Sommers (meistens eine arge Vergrößerung nach den zarten, zauberhaften Anfängen des Frühlings) schien hierher wunderbar zu passen, so wie großer Schmuck einer vornehmen, kühnen, schönen Frau zu Gesicht steht. Dort am Ufer wuchsen große Büschel von Schwarzwurz und wildem

Hanf, Goldranunkeln und riesiger Sauerampfer. Ein Gewirr von Wicken blühte an den Hängen, Margueriten, Schafgarben und Kresse; von weiter oben her kam der schwere, berauschend süße Duft des Holunders.

„Unglaublich“, rief Vin plötzlich in das Schweigen, „jetzt sind die großen Ferien schon halb vorüber! Die Zeit rast.“

„Ja, im Sommer rast sie...“ sagte Clem.

Rechts und Links

Die Konversation bei Tisch war so hitzig gewesen, daß Mrs. Miniver hernach seelische, geistige und physische Verdauungsbeschwerden verspürte.

Teresa Frant, sonst eine ausgezeichnete Mixerin der unwahrscheinlichsten menschlichen Ingredienzen, hatte diesmal etwas zu kühn experimentiert. Vielleicht auch war es aus Bosheit geschehen. Bei Teresa wußte man ja nie, woran man war. Sie hatte sich niemals viel aus ihrer reichen, bornierten Schwägerin Agnes Lingfield gemacht. Doch wenn es wirklich ihre Absicht war, Lady Lingfield herauszufordern, dann hätte sie wohl einen erfolgreicherem, weniger ausgefallenen Gegner für sie wählen können, als ausgerechnet den kleinen Neish. Denn diese zwei Menschen waren – ganz abgesehen von der persönlichen Antipathie, die im Augenblick,

als sie einander vorgestellt wurden, beinahe sichtbare Funken aus ihren Fingerspitzen sprühen ließ, – so unwiderruflich getrennt durch Rasse, Klasse, Alter, Geschlecht, Religion, Politik und Geistesverfassung, daß es absurd schien, sie alle beide als menschliche Wesen zu bezeichnen. Die Zooleitung hatte ganz offensichtlich den einen oder anderen in einen falschen Käfig gesetzt. Darum entwickelte sich die Diskussion, die beim Dinner zwischen ihnen entstand, weniger zu einem Duell als zu einer Zankerei. Und während Duelle beim Essen sowohl unterhaltend als auch verdauungsfördernd sind, ist eine Zänkerei keines von beiden.

Es begann damit, daß Agnes Lingfield sich Neish zuwandte und ihn durch ihr unbarmherziges Lorgnon musterte. „Wie ich höre, sind Sie einer von diesen Läba-Leuten. Ich möchte schon lange gern wissen, wie man sich wohl fühlen mag, wenn man Sozialist ist.“ Worauf Neish grob und trocken erwiderte: „Vielleicht wird es am besten sein, Sie versuchen’s mal selbst.“ O mein Gott, mein Gott, dachte Mrs. Miniver. Von diesem Augenblick an fand sie sich damit

ab, Kopfschmerzen zu bekommen – und schon waren sie da. Dumm von Teresa. Mrs. Miniver selbst wäre, wenn Teresa sie darum gebeten hätte, viel besser imstande gewesen, erfolgreich gegen Agnes zu kämpfen, weil sie sich in kürzerer Schußweite befand. Aber zwischen einer Frau, die glaubt, der Gebrauch von Puder bei ihrem Küchenmädchen sei der Anfang vom Bolschewismus, und einem Mann, der in der behördlichen Festsetzung der Höchstgeschwindigkeit für Kraftwagen auf 30 Meilen in der Stunde die empörende Willkür einer totalitären Regierung sieht, konnte es unmöglich zu einem fruchtbaren Meinungs austausch kommen.

Außerdem bekam Mrs. Miniver nachgerade genug davon, Debatten (besonders politische) anzuhören oder selbst daran teilzunehmen. Alles gut und schön, erwog sie bei sich selbst, wenn die Ansichten Zeit haben zu blühen oder wenigstens zu knospen, so daß man sie in kluger Auswahl pflücken kann, mit einer Verbeugung darreichen und zusehen, wie sie sich in der Wärme des gegenseitigen Verstehens entfalten. Heutzutage aber werden diese armseligen klei-

nen Dinger einfach ausgerissen, nur aus Neugier, wie ihr Wachstum aussieht. Die meisten „Redepflanzen“, mit denen wir einander aufwarten, sind wurzellos, erdig und unreif. Wäre ihnen mehr Zeit im Erdreich vergönnt, so könnte wohl etwas Rechtes daraus werden. Doch ist es kaum möglich sie wieder einzupflanzen, wenn sie einmal herausgezogen wurden. Daran sind zum großen Teil die Zeiten schuld, in denen wir leben. Alles geschieht viel zu rasch, Krise folgt auf Krise, und der Nährboden unserer Seele wird ständig aufgewühlt. Jeder von uns ist zur Erleichterung der Gefühle ein Lautsprecher seiner eigenen, fortlaufenden Kommentare zu den widersinnigen und erschreckenden Zeitgeschehnissen geworden, – und das nennt man heutzutage Konversation. Diesmal war Mrs. Miniver froh, als die Hausfrau mit einem sensenscharfen Rundblick die Damen rings um den Tisch erfaßte und sie (die widerstandslosen Sabinerinnen,) in den Salon entführte.

Agnes Lingfield überholte die anderen auf der Treppe – sogar ihre Schulterblätter drückten Empörung aus – und verschwand sofort in

ostentativem Schweigen, um sich die Nase zu pudern.

„Teresa, du bist abscheulich! Wie konntest du nur?“

„Neish neben Agnes setzen? Meine Liebe, sie ist eine lächerliche Person. Ihre Seele ist verfettet und degeneriert. Es tut ihr sehr gut, ein bißchen aufgerüttelt zu werden.“

„Ja, bis zu einem gewissen Grad. Aber nicht so heftig! Nun wird sie wahrscheinlich glauben, daß jeder nur halbwegs fortschrittliche Mensch so ist wie Neish. Und er wird ganz bestimmt denken, daß alle, die nicht zu den Linksradi- kalen gehören, wie Agnes sind. Ich werde den Rest des Abends damit verbringen müssen, ihn zu überzeugen, daß er sich darin irrt.“

„Ach ja, Liebling, mach das“, rief Teresa, völlig frei von Gewissensbissen. „Das ist etwas für dich. Im übrigen“ – fügte sie hinzu – „zweifle ich sehr daran, daß Menschen wie Neish und Agnes überhaupt je denken. Sie fühlen nur.“

„O nein“, widersprach Mrs. Miniver, „beide denken auch, da bin ich ganz sicher. Das Arge

ist nur, daß sie diese beiden Funktionen völlig trennen. Sie haben nie gelernt mit dem Herzen zu denken oder mit dem Kopf zu fühlen.

„Ganz groß, was du da sagst“, erwiderte Teresa ironisch (sie waren alte Freundinnen), „bedeutet es etwas oder probierst du es nur aus, um zu hören, wie es klingt?“

„Entweder bedeutet es gar nichts – oder es ist die Entdeckung des Jahrhunderts. Ich werde noch darüber nachdenken und dir das Ergebnis dann mitteilen.“

Agnes Lingfield kam zurück. Ihr Gesicht war mattgepudert, aber ihre Augen funkelten noch.

„Na, Teresa, ich muß wirklich sagen – deine Freunde vom Linken Flügel...“

Du lieber Himmel, dachte Mrs. Miniver, jetzt fängt es wieder an! Ich habe es gründlich satt, immer nur vor die gleiche, langweilige Wahl gestellt zu werden. Linker Flügel... Rechter Flügel... etwas anderes wird einem nicht angeboten. Warum kommt es niemandem von diesen Leuten in den Sinn, daß man auf nichts so Appetit hat wie auf ein gutes, saftiges Mittelstück?

„Maulwurf spielen“

Mrs. Miniver hatte die beiden Kleinen in einem Bungalow am Strand abgesetzt, wo sie bei einer Schulfreundin von Judy bleiben sollten und beschloß, eine Stunde in dem benachbarten Städtchen zuzubringen, bevor sie nach London zurückfuhr. In dieses Städtchen war sie als kleines Kind alljährlich auf vierzehn Tage zur Erholung geschickt worden, und nun fühlte sie das Verlangen, „Maulwurf zu spielen“. („Maulwurf spielen“ war ein Ausdruck für das Wühlen in alten Erinnerungen, den Vin einmal in einem Buch gefunden hatte und seither benützte.)

Nachdem sie den Wagen geparkt hatte, spazierte sie die Strandpromenade entlang. Die Sonne tanzte auf den Wellen, die Luft war frisch. Dieser Stadtteil war kaum wieder zu erkennen – eine breite Straße mit schreienden

Plakaten und Neonlichtern, mit Eiscrème-Dreirädern statt der alten, bunt bemalten, holpernden Karren. Und diese Kinderkleider! Sie versuchte sich das Entsetzen ihrer alten Kinderfrau vorzustellen, wenn sie in einem solchen Leinenfetzchen, das ein Strandkleid sein sollte, über die Promenade gegangen wäre. Sie selbst hatte damals nicht weniger als zehn verschiedene Kleidungsstücke angehabt; darunter war eine wollene Combination (mit dickem Saum über den Knien, denn sie war zu lang) und blaue Serge-Pumphosen, in die alle ihre Kleider hineingestopft wurden, wenn sie im seichten Wasser herumpanschte. Darum glich ihr Schatten auf dem Sand immer einem kleinen Gnom. Sogar beim Baden im Meer trug sie ein Sergekostüm und an kalten Tagen noch ein weißes Wolljäckchen über dem Badeanzug. Jetzt noch konnte sie sich an das unangenehme Gefühl erinnern, wenn die Kinderfrau beim Ausziehen die nassen Ärmel über ihre Handgelenke zog.

An der Landungsbrücke blieb sie stehen und beugte sich über das Geländer. Kaum wagte sie einen Atemzug zu tun; denn sie fürchtete, das

Erhoffte nicht wiederzufinden. Zuerst sog sie vorsichtig die Luft ein – dann aber so tief sie konnte. Alles in Ordnung. Offenbar kann auch der fortschrittlichste Stadtrat diesem ganz bestimmten, komplizierten, herrlich üblen Geruch nichts anhaben, den man stets um Landungsbrücken und Dämme herum findet; diese Mischung von Salz, Rost und Schlamm, von faulendem Seegras, toten Muscheln und trockenen Orangenschalen. Während Mrs. Miniver tief einatmete, konnte sie einige Minuten lang beinahe die Korsettstäbe der Kinderfrau knacken hören und sehen, wie sie den breiten Rücken gegen den Wellenbrecher lehnte, um sich für den Nachmittag zurechtzusetzen.

Doch sofort brachte sie der Anblick eines Konzert-Plakates in die Gegenwart zurück; denn der angekündigte Name war der eines extravaganten Orchesters, das sie oft im Radio gehört hatte. Wie weit war dies von den Strandunterhaltungen ihrer Kindheit entfernt! Von diesen schlechtgeschminkten Pierrots und den unechten Negersängern mit Strohhüten, Banjos und Kastagnetten.

Wie seltsam – einer von diesen hatte ihr zum erstenmal den Begriff des Todes nahe gebracht. Er sang ein Lied, das so anfang:

„Wozu (ping!) willst du (ping!)
Dein Geld denn sparen,
Wenn du's (ping, peng!) ja doch (peng, ping!)
Nicht mitnimmst, wenn du stirbst...“

und es schloß:

„Doch hast du (ping!) 'ne Warze (ping!)
'Ne Warze auf der Nase,
Mußt du (peng, ping!) sie doch (ping, peng!)
Mitnehmen, wenn du stirbst (pingping pum!)“

Aus irgendeinem Grund trafen diese Worte ihr Herz mit dem Pfeil der Erkenntnis. Sie brach in Tränen aus und warf sich in den grauwollenen Schoß ihrer Kinderfrau. „Ich will nicht sterben!“ schluchzte sie, „o Nannie, nie, nie will ich sterben!“ Erschrocken hob Nannie sie auf und trug sie aus dem Musikpavillon. „Es ist schon gut, so, so, so...“ sprach sie hilflos wieder und wieder, „sososo, schon gut, schon gut...“ Und abends gab sie der Kleinen eine Dosis Natronpulver.

Gleich nach der Landungsbrücke bog Mrs. Miniver in eine steile, gewundene Gasse ein, in der eine Kirche stand. Hier war ihre Wohnung gewesen. Sie hatte keine Ahnung von der Nummer, war aber überzeugt, daß sie das Haus erkennen würde. Auch hier bewies ihr Geruchssinn sein gutes Gedächtnis; denn plötzlich ließ ein krankhaft-süßer Duft sie stillstehen. Natürlich! Die Ligusterhecke! Die hatte sie ja ganz vergessen. Und gleichzeitig stellte sich noch eine Erinnerung ein: mitten in der Haustüre waren vier farbige Glasscheiben gewesen, – grün, rot, gelb und blau. Wenn man von der Vorhalle aus durch diese Scheiben hinausblickte, konnte man sich den Garten in jeder beliebigen Jahreszeit vorstellen – im Frühling, Sommer, Herbst oder Winter. Öffnete man aber die Türe, dann lag immer wieder nur der starre, weiße Glast des Julitages vor einem.

Sie stieß die Gartenpforte auf und schritt leise auf das Haus zu, um sich zu überzeugen, ob diese farbigen Scheiben noch da seien. Ja, da waren sie. Als sie sich aber niederbeugte, (damals hatte sie sich auf die Zehenspitzen erheben

müssen) um sie zu betrachten, wurde die Türe von einer Frau mit einem Einkaufskorb am Arm geöffnet.

„Oh!“ Mrs. Miniver versuchte selbstsicher auszusehen. „Ich wollte eben läuten. Ich – ich suche eine Wohnung. Aber wenn Sie gerade ausgehen wollen, so macht das absolut nichts.“

„Kommen Sie nur herein“, sagte die Hauswirtin. Also blieb Mrs. Miniver nichts anderes übrig, sie mußte Zimmer für Zimmer besichtigen. Im zweiten Stock blieb sie stehen und sah sich aufmerksam um.

„Hier ist es schön“, lobte sie, „so groß und luftig.“ Aber sie dachte: wie niedrig, wie eng! Die Zeit verkleinert die Räume unserer Kindheit, zieht die Wände nach innen und die Decke herab. Sie hätte das Zimmer, so eingeschrumpft und neu hergerichtet – (denn jetzt hatte es natürlich eine moderne, körnige Tapete mit einem gelben Fries) – nicht wiedererkannt, wenn nicht der Kamin gewesen wäre. Dieser war, wie sie mit Erleichterung feststellte, unberührt geblieben. Hier waren noch die gleichen Ornamente aus Schmiedeeisen, die gleiche ziemlich schlechte

Imitation von Delfter Kacheln. Und die Kachel links unten war noch immer lose. Durch leises Rütteln hatte sie damals entdeckt, daß man diese Kachel ganz herausnehmen und wieder einsetzen konnte. Und einmal, am letzten Tag ihres Aufenthaltes, hatte sie mit Nannies Nagelschere ein Loch in den Verputz dahinter gegraben und eine neue Münze darin versteckt, damit sie beim nächsten Wiederkommen einen vergrabenen Schatz suchen könne. Aber sie war nie wiedergekommen.

Ich möchte doch wissen, ob . . . sie fixierte die lockere Kachel – aber nein, das war ja lächerlich, so etwas kam nicht vor. Und doch – wer weiß . . .

„Oh!“, sagte die Hauswirtin, „es läutet. Entschuldigen Sie mich einen Moment.“

Mrs. Miniver sauste wie eine Biene zum Kamin, kniete nieder und begann leise zu rütteln. Ihr Herz schlug heftig. Jetzt wußte sie, was ein Einbrecher durchzumachen hat. Die Kachel ließ sich ganz leicht herausnehmen, das Loch war noch da – aber die Münze war verschwunden. Sie steckte die Kachel wieder an ihren Platz und

fand gerade noch Zeit, die Knie abzustauben, bevor die Hausfrau den Treppenabsatz erreicht hatte.

Später, als sie die steile Straße zum Strand wieder hinabging, fühlte sie ein ganz lächerliches, unvernünftiges Herzweh wegen der verschwundenen Münze. Es wäre so ein wunderbarer Abschluß für ihr Maulwurfspiel gewesen, wenn sie sie wiedergefunden hätte!

Doch sie tröstete sich mit der Vorstellung, welch namenloses Entzücken jenes Kind empfunden haben mußte, das den „vergrabenen Schatz“ schließlich entdeckt hatte.

Die neue Dimension

Es mag stimmen oder nicht, daß das „Gewissen Memmen aus uns allen macht“; eines ist jedenfalls sicher: Seekrankheit machte Mrs. Miniver tapfer, besonders bei Flugzeug-Reisen. „Obwohl ich kaum den Anspruch auf große Tapferkeit erheben kann“, – sagte sich Mrs. Miniver beschämt während sie sich festschnallte, „solange ich das Gefühl habe, als bestände mein ganzes Inneres aus saurer Milch und solange mein Mund so trocken ist wie Bimsstein“. Das Wort „Resignation“ mochte wohl auf ihren Seelenzustand eher zutreffen als „Tapferkeit“. Schon von jeher hatte sie eine übertriebene Angst vor dem Fliegen gehabt. Die beruhigenden Statistiken in den Zeitungen halfen ihr absolut nicht darüber hinweg. Sie war bereit, zuzugeben, daß ein Flug weniger gefährlich sei als eine Autofahrt oder die Überquerung einer verkehrsreichen Straße. Doch sie war unvernünft-

tigerweise fest davon überzeugt, daß jedes Flugzeug, in das sie einsteigen würde, unbedingt abstürzen müsse. „Was nützt mir alle Sicherheit – wenn’s mich selber gar nicht freut“, lautete der Standpunkt, auf welchem sie leidenschaftlich beharrte. Weder die Begeisterung ihrer flugwütigen Altersgenossen, noch die gelassene Feststellung der jüngeren Generation, Fliegen sei die einzig mögliche Art zu reisen, hatte sie bisher dazu verführen können, in den Himmel aufzusteigen.

Aber wie jeder Mensch (womit auch die „vollendeten Seefahrer“ gemeint sind) weiß, gibt es gewisse Seereisen, die alle unsere Gefühle über Tod und Sterben in Aufruhr versetzen; zum Beispiel die Überfahrt bei schlechtem Wetter von Kyle of Lochalsh nach den Äußeren Inseln. Mrs. Miniver hatte vor zehn Tagen das Mißgeschick gehabt, in einen sommerlichen Sturm zu geraten. Als sie in Lochmaddy ganz geschwächt an Land kroch, schwor sie, daß nichts in der Welt sie dazu bringen würde, Little Minch noch einmal zu kreuzen, solange das Wetter sich nicht besserte.

Natürlich besserte sich das Wetter. Der Wind

hörte plötzlich auf. Länger als eine Woche hindurch gab es heiße, stille Tage, das Meer plätscherte sanft, der schmale Sandstreifen zwischen Wasser und Klippen glänzte weiß im Sonnenschein und weißer noch im Mondlicht. Die kleineren Inseln glichen den Blättern der Wasserrose auf einem Teich. Die See war den ganzen Tag blau; bei Sonnenuntergang jedoch erschienen auf ihr rosa, hell- und dunkelrote Flecken und Streifen, als wäre in der Tiefe ein längst gescheitertes Schiff mit einer Ladung Wein plötzlich geborsten. Doch am Vorabend ihrer Abreise erhob sich der Wind so plötzlich, wie er sich gelegt hatte. Es stürmte und regnete heftig die ganze Nacht hindurch, und obwohl am nächsten Morgen die Sonne wieder schien, ging die See noch unangenehm hoch. Einen Blick warf Mrs. Miniver auf die Brandung – dann telegraphierte sie an den Flughafen von Sollas. Es schien ihr nichts anderes übrig zu bleiben, außer sie entschloß sich, den Rest ihres Lebens auf den Hebriden zu verbringen und mit bitterem Heimweh von der King's Road in Chelsea zu träumen. –

Während sie aus dem Fenster des Flugzeuges hinauslugte, wünschte sie erstens, es möge noch ein anderer Passagier kommen, um ihr ein wenig Vertrauen in dieses Unternehmen einzuflößen; und zweitens, es möge kein anderer Passagier mehr kommen, damit ihre Feigheit unbeobachtet bliebe. Denn sie fühlte, daß ihr Gesicht bereits grünlich bleich war.

Es schien, als solle ihr zweiter Wunsch in Erfüllung gehen; denn es fehlten nur mehr zwei Minuten zur Abfahrtszeit und noch immer war sie allein. Doch im letzten Augenblick kam ein wackeliger Ponywagen in vollem Galopp die Straße herunter, und ein riesenhafter Farmer kletterte in den Aeroplan, gefolgt von einem jungen Schäferhund. In der Türe wandte er sich um, rief der Frau, die den Wagen lenkte, in gälischer Sprache etwas zu und ließ sich vorsichtig auf einen Sitz nieder, der viel zu gebrechlich für sein Gewicht schien. Der Hund rollte sich mit beneidenswerter Gleichmut auf dem Boden zusammen und schlief ein.

„Ich habe schon geglaubt, ich komme zu spät“, bemerkte der Farmer vergnügt, „meine

Uhrr, die warr schuld darran.“ Er holte eine alte, silberne Zwiebeluhr hervor und zog sie sorgfältig auf.

„Fliegen Sie oft?“ fragte Mrs. Miniver. Er wirkte in diesem Vehikel so herrlich fehl am Ort.

„Aberr ja doch!“ Die Frage schien ihn ein wenig zu erstaunen. „Es ist sehhhrr praktisch, ich habe nähmlich einen Bruderr in Barra.“

Seine Sachlichkeit war sehr beruhigend und sie bedurfte ihrer dringend; denn das Flugzeug begann jetzt über das rauhe Gras des Rollfeldes zu holpern.

„Ich fliege zum ersten Mal“, brüllte sie in den Lärm des Motors. Sie war so verzweifelt, daß sie sich jemandem anvertrauen mußte. „Ehrlich gesagt, ich fürchte mich zu Tode.“ Sie lächelte, um anzudeuten, dies sei eine Übertreibung. Aber sie wußte, es war wirklich so. „Wahrscheinlich wird es mir nicht mehr so viel machen, sobald wir richtig fliegen.“

„Aber wirr fliegen ja schon“, sagte der Farmer.

Und tatsächlich – als sie aus dem Fenster blickte sah sie, daß das Unglaubliche geschehen war. Sie flogen durch die Luft. Unten lagen die

Klippen, von einer weißen Schaum-Krause eingefast, die kleinen verlassen Höfe, die steinernen Dämme, die grünen Furchen der Brachfelder, in denen jetzt nichts als wilde Iris wuchs; und dann, als sie höher stiegen, zeigte sich das ganze seltsame Ornament der Insel North Uist, so durchbrochen und durchnetzt von Seen und Wasserläufen, daß es aussah wie ein herrliches Spitzengewebe.

Einige Stunden später, im Zug von Glasgow nach Stirling, versuchte sie, ihre Eindrücke zu ordnen. Wie hoffnungslos versagen doch die Menschen, wenn sie jemandem, der noch nie geflogen ist, das Fliegen schildern wollen. Alles, was wirklich wichtig ist, lassen sie dabei aus. Sie erklären uns, daß man Zeit spart und (um ja alles zu erwähnen) auch Geld. Sie sagen, die Erde sieht dann wie eine Landkarte aus, die Kühe wie Enten und die Wagen wie Käfer. Aber sie verheimlichen uns, daß es erschütternd ist – über alle Begriffe. Daß es uns zum erstenmal im Leben die Freiheit einer neuen Dimension schenkt. (Denn obwohl wir wissen, daß es deren drei gibt, sind wir doch gezwungen, uns nur in

zweien zu bewegen, sodaß unser Sinn für das Auf und Ab notwendigerweise schwach und zurückgeblieben ist, verglichen mit unserer ständigen Wahrnehmung des Hin und Her.) Sie erzählen uns nicht, daß es einem oben im Flugzeug so zumute ist, als sei dies hier das starke, sichere Herz der Welt, während die Erde nur ein ferner Planet ist, auf welchem unbekannte Geschöpfe sich zwischen namenlosen Gefahren umherbewegen. Sie bereiten uns auch nicht darauf vor, daß man die ganze Zeit zwischen wildem Hochmut und tiefster Demut hin- und hergerissen wird, sodaß man sich einen Moment als Gott fühlt und im nächsten als namenloser Sperling; noch schildern sie uns das Gefühl, zwischen den edlen und erregenden Wolkengebilden hinzuschweben; und auch nicht das Schönste: den Regenbogen, der sich plötzlich über einen Flügel wölbt, als wäre er beim Vorbeifliegen daran hängen geblieben und käme jetzt mit ...

Hätte man ihr nur von all diesen Dingen erzählt, sie wäre schon längst geflogen. Denn die Aussicht auf so großes Entzücken hätte die Furcht besiegt.

London im August

Die Frau im Park, am andern Ende der Bank, fuhr fort, ihr Taschentuch zusammenzudrehen und wieder aufzurollen wie in tiefer, seelischer Verzweiflung. Sie murmelte auch leise etwas vor sich hin. Ein- oder zweimal schaute Mrs. Miniver sie verstohlen von der Seite an, fragte sich, was die Arme wohl quälen mochte und wünschte, ihr helfen zu können. Doch als die Frau diesen Blick bemerkte, schaute sie ganz plötzlich auf und lächelte fröhlich.

„Ich übe das für meinen ‚Erste Hilfe-Kurs‘,“ lächelte sie. „Diese Knoten bringen mich ganz durcheinander. Die Instruktorin sagt ‚Rechts über Links, Links über Rechts‘, sehen Sie? Aber es wird nie ganz richtig, wenn ich’s selber mache.“

„Vielleicht fällt es Ihnen leichter“, schlug Mrs. Miniver vor, „wenn Sie statt an ‚Rechts und Links‘ – an ‚Vorne und Hinten‘ denken.“

Die Frau probierte es eine Weile, dann hellte sich ihre Stirne wie durch einen Zauberschlag auf.

„Das ist aber komisch! Jetzt klappt es! Alles hängt doch davon ab, wie man eine Sache ansieht – nicht wahr?“

Sie legte das geknotete Taschentuch auf ihre Handfläche und betrachtete es strahlend und stolz, als hätte sie eben einen wundervollen Kuchen gebacken.

Na schön, dachte Mrs. Miniver, wenn auch sonst nichts Gutes bei dieser jetzigen Weltlage herauskommt, so wird es wenigstens bald keinen Menschen in England mehr geben, der nicht weiß, wie man einen Schifferknoten macht. Und das ist doch immerhin etwas.

„Ich muß sagen“, gestand die andere, „dieser Kurs macht mir großen Spaß. Es ist, als ginge man wieder zur Schule. Man fühlt sich ganz jung.“

„Das ist wahr.“

Und das ist das Wesentliche dabei, überlegte Mrs. Miniver. Das ist die einzige, große Entschädigung für die anormale Lebensweise, zu

der die Zeitereignisse uns zwingen. Die innere Struktur unseres Lebens, wie es sich unter der ständigen Kriegsdrohung heute gestaltet, ist jammervoll falsch; die äußeren Lebensformen sind aber erstaunlicherweise ganz angenehm. Eine gewisse Frische zeichnet sie aus, etwas Verjüngendes. Hauptsächlich deshalb, weil beinahe jeder Mensch, mit dem man zusammentrifft, damit beschäftigt ist, irgendetwas zu erlernen; während in gewöhnlichen Zeiten die überwiegende Mehrheit der Erwachsenen niemals daran denkt, eine neue Fertigkeit zu erwerben, weder geistig noch physisch. Deshalb sehen auch die meisten Menschen frühzeitig so alt aus und fühlen sich auch alt.

Mrs. Miniver schaute auf die Uhr, erhob sich und ging auf Kensington Gardens zu, wo Clem sie, wenn irgend möglich, zum Tee treffen wollte. Er baute augenblicklich eine große, neue Schule auf Campden Hill, die anfangs September fertig sein mußte. Das war für ihn ein Grund und für Mrs. Miniver ein ausgezeichnete Vorwand, fast den ganzen August über in London zu bleiben. Die Kinder und die Dienst-

mädchen waren auf dem Lande. Mrs. Burchett kam jeden Morgen, um dem Ehepaar das Frühstück zu bereiten; die übrigen Mahlzeiten nahmen sie auswärts ein.

Mrs. Miniver hatte schon längst entdeckt, daß London im August theoretisch unerfreulich – praktisch aber sehr angenehm ist. Zunächst einmal war ihr Bekanntenkreis bestimmt auf die Hälfte seines normalen Umfanges zusammengeschrumpft, ohne daß sie deshalb den Kummer eines Verlustes oder einer Entfremdung durchmachen mußte. Diese Auslese zeitigt oft interessante Resultate. Plötzlich lernt man Leute näher kennen, zu denen die Beziehung seit Jahren an einem toten Punkt verharret war. Aus Statisten werden Stars. Sogar die blindesten Hühner finden mit einemmal wertvolle Körner. Auch die Stadt selbst übt einen merkwürdigen Reiz aus, trotz der verschlossenen Häuser, der blumenleeren Fenster, der staubigen Platanen und des Geruchs von heißem Asphalt. Vielleicht sogar gerade deshalb. Der junge Johnny Flint (dessen Gedichte, wie Mrs. Miniver aufgefallen war, in letzter Zeit immer persönlicher und im-

mer unpolitischer wurden) hatte gestern erklärt, daß jeder, der eine wirkliche Leidenschaft für London fühle, das Hiersein zu dieser Jahreszeit besonders genießen müsse. „... ebenso, wie man dann besonders gerne mit einem Menschen, in den man ernsthaft verliebt ist, zusammensein will, wenn er sehr müde und elend aussieht ...“

So also steht es um Johnny! Gott sei Dank, dachte Mrs. Miniver, wie immer, wenn einer ihrer Freunde sich verliebte oder zu Geld kam. Sie fragte sich vergebens, wer die Frau wohl sein mochte. Doch sie wußte ja, daß dies bei einem Dichter nicht so wichtig ist. Beatrice, Fanny Brawne, Ann More, die Schwarze Dame der Sonette, – sie alle sind ein und dieselbe Frau – oder vielleicht überhaupt keine wirkliche Person. Sie alle sind, – glücklich oder unglücklich, gut oder böse, – nichts anderes, als die Späne zu einem Feuer.

„Und gehn die Jahre hin, wer fragt noch lang,
Aus welchem Funken einst die Flamme
sprang ...“

Vier Uhr. Dies ist die Stunde, zu der in anderen Jahreszeiten die große Flut der Kinder-

wagen, die zweimal täglich von einem unsichtbaren und unwandelbaren Mond in den Park gezogen wird, zurückzuebben beginnt. Still und stetig strömen sie sonst durch alle Parkwege hinaus, zurück an die Teetische der Kinderzimmer von Bayswater, Kensington, Brompton, Belgravia und Mayfair: glänzende, blitzende, elegante, teure Kinderwagen, gut gebaut, gut gefedert, gut gepolstert, von gut ausgebildeten Pflegerinnen geschoben und mit gut erzogenen und gut ernährten Kindern darin. *Wirklich feine Kinder*, wie jene Frau beim Lunch neulich gesagt hatte. Kinder, die Schaukelpferde haben und eigene Möbel mit gemalten Häschen darauf und Mützchen und Jäckchen die zusammenpassen und Großmamas mit Landhäusern. Jetzt aber war diese Flut aus dem Park verschwunden, und eine andere hatte ihren Platz eingenommen. In kleinen Prozessionen trippelten sie über das müde, feuchte Gras – bleichsüchtig, mager, zerlumpt, fröhlich und schlau. Die Knaben trugen Netze und Konfitüregläser. Das älteste Mädchen schob fast immer ein gebrechliches Wägelchen vor sich her

mit einem phlegmatischen Säugling darin, manchmal hockte noch ein Ex-Säugling mit marmelade-verschmiertem Mund neben dem Kleinsten und hing schläfrig über den Wagenrand.

Dies sind die anderen Kinder. Wenn sie ein wenig Glück haben und ein Krieg ausbricht, bevor sie aufgewachsen sind, dann werden sie eines Tages Kühe sehen, strömende Bäche und reifendes Korn. Nicht aber im Frieden. Es sei denn, es geschehe ein Wunder. Es sei denn, die innere Struktur unseres Lebens werde anders, ohne daß sich die äußeren Formen ändern, und das englische Volk erinnere sich auch dann noch, wie man einen Schifferknoten macht, wenn die Notwendigkeit dazu verschwunden ist.

Heimkehr vom Kontinent

„Partir, c'est mourir un peu...“

Wie weise ist doch dieser französische Spruch und die französische Sprache, die oft den Nagel auf den Kopf trifft, dachte Mrs. Miniver und ließ im Geist noch einmal die Reihe lächelnder Gesichter an sich vorüberziehen, denen sie gestern abend aus dem Fenster der kleinen Bergbahn voll Bedauern Adieu zugewinkt hatte. Auf die Bitte ihrer Schwägerin hin war sie mit ihrer ältesten Nichte Alison in die Schweiz gereist (da das junge Mädchen dort sechs Monate in einer Familie verbringen sollte) und war eine Woche lang in einer Pension am gleichen Ort geblieben, um sich zu überzeugen, daß Alison gut untergebracht sei. Die ganze Familie hatte Mrs. Miniver zur Bahn begleitet. Der einzige Träger stand, einen Grashalm zwischen den Lippen, neben seinem kleinen, gelben Spiel-

zeugwägelchen. Und der Mond, der gerade auf der Spitze des Mittelhorns balancierte, sah aus wie ein riesenhafter Schneeball, der im Begriffe ist, den Gletscher hinunterzurollen.

Doch warum – fragte sich Mrs. Miniver, während sie die stille aber freudlose Landschaft Nordfrankreichs am Speisewagenfenster vorübergleiten sah – die weißen Pferde, die braunen Rinder, die roten Bauernhäuser, die grauen Scheunen, die Friedhöfe mit ihren Kränzen aus Glasperlen, die heckenlosen Felder wie Stirnen ohne Brauen, – warum hat noch niemand die parallele Beobachtung formuliert: „*Revenir, c'est savoir ce que c'est que d'être un revenant*“? Das wäre nicht weniger weise als der erste Spruch; denn immer, wenn man aus der Fremde heimkommt, hat man zunächst etwas von einem Gespenst an sich. Die Familie ist traurig, wenn man abreist und empfängt einen liebevoll, wenn man zurückkommt; doch in der Zwischenzeit hat sie ihr Leben der Abwesenheit des fernen Mitglieds schon ein wenig angepaßt. Während der ersten zwei oder drei Mahlzeiten scheint kein rechter Platz mehr für den Stuhl des

Heimgekehrten da zu sein. Man wird gefragt: „Wo warst du überall?“ „Wie ist es dort?“ Aber um nichts in der Welt kann man es sagen. Man kann erzählen: „Es ist wie ein großes, sauberes Schottland“; oder: „Dort sagt man *no-nante* anstatt *quatre-vingt-dix*“; oder: „Alle ihre Häuser sind aus hölzernen Spitzen gebaut“; oder: „Ein netter, kleiner, deutscher Junge war in der selben Pension“; oder „Auf dem Dorffest habe ich mich mit einem reizenden Bauern angefreundet.“ Doch so eifrig die andern auch lauschen mögen, sie nehmen das Gesagte doch nicht wirklich auf. Denn das Wichtigste kann man ihnen nicht begreiflich machen, nämlich, daß man bei der Abreise den Mittelpunkt des Universums mit sich genommen hat, sodaß sich das Ganze – wie immer so auch jetzt – um den eigenen Kopf drehte. Und wahrhaftig, wie kann man auch erwarten, daß sie das glauben, wo sie doch genau wissen, daß jener Mittelpunkt während der ganzen Zeit daheim bei ihnen geblieben ist? Es vergehen in der Regel einige Tage, bis das eigene Universum mit dem der Familie wieder verschmilzt und konzen-

trisch wird (wie die beiden Bilder im Sucher eines Photoapparates). Und erst wenn das geschieht, ist man wirklich daheim.

Doch bis dahin war es für Mrs. Miniver noch weit. Noch hatte sie sich von dem Ort, den sie eben verlassen, nicht ganz losgelöst. Wie der erdgebundene Geist eines Menschen, der widerstrebend gestorben ist, dachte sie noch immer in den Begriffen des Lebens, das jetzt hinter ihr lag. Mit einem Blick auf die Uhr sagte sie sich: Jetzt bindet Hansis Mutter ihm gerade die Serviette um den Hals; und er murmelt: *„bit-te, Mama, keinen Blumenkohl!“* Als sie diese Worte zum erstenmal von ihm gehört hatte, waren ihre Augen dem Blick seiner Mutter begegnet, und sie hatte lächeln müssen; denn Ton und Ausdruck von Hansis Bitte erinnerten sie so sehr an Toby. Sie hatte auch gelächelt, als sie beim Frühstück die so vertraute Frage: *„Aber du, Hansi, hast du dir die Zähne geputzt?“* auffing. Aber das Lächeln verging ihr, als der kleine Deutsche sie nach zwei Tagen freundlichen Blicketauschens bei der Hand nahm, zu einem geheimen Versteck hinter dem Holzstoß

führte und auf eine Reihe seltsam geformter Kieselsteine wies.

„*Meine Sammlung*“, sagte er kurz.

„*My c'lection*“, echote Tobys Stimme in ihrer Erinnerung. Es griff ihr ans Herz. Was sollen diese lächerlichen Kriegsprophezeiungen, wenn doch die kleinen Jungen aller Länder Steine sammeln, sich ungern die Zähne putzen und Blumenkohl nicht leiden mögen?

Wahrhaftig, jedesmal, wenn sie auf dem Kontinent war, kam es ihr klar zum Bewußtsein, um wieviel stärker die Bindungen zwischen Menschen desselben Berufes als zwischen Menschen derselben Rasse sind. Besonders, wenn es sich um einen Beruf handelt, der den Naturgesetzen näher steht als den Gesetzen der Menschen. Alle Kinder der Welt bilden eine große Nation; die Greise ebenfalls; die Blinden eine dritte; (denn Kindheit, Alter und Blindheit sind Berufe – und noch dazu sehr schwere). Ein Mann, der mit Holz schafft, ein Mann, der mit Eisen schafft, ein Mann, der mit Eprouvetten schafft ist jedem Schreiner, jedem Schmied, jedem Chemiker vom andern Ende der Welt

näher als dem Bankbeamten oder dem Krämer seiner eigenen Stadt. Ein Fischer aus Ushant und ein Fischer aus Stornoway sind alle beide Bürger des gleichen, gefährvollen Landes; und Nicollier, der Bauer, mit dem Mrs. Miniver auf dem Dorffest Freundschaft geschlossen hatte, drückte in einer anderen Sprache genau dieselben Gefühle und Ansichten aus wie Tom Iggulsden aus Brickwall.

Wenn man sie nur irgendwie zusammenbringen könnte, träumte Mrs. Miniver beim schwarzen Kaffee; nicht die Staatsmänner, sondern Toby und Hansi, Iggulsden und Nicollier. Wenn doch die Regierungen aller Länder das Geld für einige Bombenflugzeuge dazu verwenden wollten, untereinander eine gewisse Anzahl von Familien auszutauschen und ihnen Gratisferien zu bieten . . .

Der Kellner brachte die Rechnung. Sie zahlte und vergrub ihren letzten Einfall, wie ein Hund seinen Knochen vergräbt, um ihn später nochmals hervorholen zu können.

Boulogne war schon vorüber, nun fuhren sie auf Calais zu. Wie man es so macht, wenn man

nur noch wenige Minuten Zeit hat und es nicht der Mühe wert ist, etwas Neues zu beginnen, ließ sie ihren Blick durch den Waggon wandern und las müßig die verschiedenen Aufschriften. Am Fenster stand:

Ne pas se pencher en dehors

Nicht hinauslehnen

E pericoloso sporgersi

Stimmt, dachte Mrs. Miniver. „Was man dir dreimal sagt, ist sicher wahr.“ Das Traurige ist nur, daß es noch immer in drei verschiedenen Sprachen gesagt werden muß...

Beim Hopfenpflücken

Die Brickwall Farm bestand größtenteils aus Obstgärten und Weideland. Nur ein kleines Gebiet war mit Hopfen bepflanzt. Also ließ Tom Iggulsden keine Berufspflücker aus London kommen, sondern besorgte das Pflücken selbst, gemeinsam mit seiner Frau, seiner Mutter und einigen Nachbarn, die bereit waren, ihm zu helfen. Unter diesen befand sich meistens auch die ganze Familie Miniver.

In diesem Jahr taten es die Minivers sogar noch lieber als sonst. Früher hatten sie nur gelegentlich und zum Vergnügen mitgemacht, hatten zugegriffen und aufgehört, wie es ihnen gerade einfiel. Diesmal aber wußten sie, daß Tom Iggulsden ernsthaft auf sie zählte; denn ihm fehlten seine drei besten Arbeiter. Seine beiden Söhne waren einberufen worden, und

seine älteste Tochter Ivy war fortgegangen, um Arbeit in einer Munitionsfabrik zu suchen.

Die alte Mutter Iggulsdén, die mit Mrs. Miniver zusammen in einen Behälter pflückte, mißbilligte Ivys Benehmen und gab dem energisch Ausdruck.

„Hat nie keine Rücksicht nicht genommen, diese Ivy. Einfach weggehen, grad vor dem Hopfenpflücken, und den Papa im Stich lassen . . . Ich tät ihr den Hintern versohlen, wenn ich Tom wär!“

„Na, na, Mutter“, Tom Iggulsdén grinste und hob sein langes Messer, um eine Ranke loszuschneiden, legte sie wie ein dickes Bündel verschlungener, grüner Schnüre auf die Leinwand in den Hopfenkasten und blinzelte Mrs. Miniver hinter dem Rücken seiner Mutter zu.

„Kümmre dich nur um deine Sachen, Mutter, und laß Ivy in Ruh. Wenn sie denkt, sie muß gehn, dann muß sie eben gehn – gelt?“

„Seh nicht ein, warum“, murrte die Alte ohne sich irgendwie überzeugen zu lassen. „Wär viel g'scheiter, sie tät hier Hopfen pflücken, der in die Bäume von Leuten hineinkommt, als daß

sie die blöden Kugeln macht, die in die Köpfe von Leuten hineinfliegen.“

Tom Iggulsdens Frau, die nebenan pflückte und zugehört hatte, warf Mrs. Miniver einen um Entschuldigung bittenden Blick zu. Sie hatte eine gute Hand zum Backen und neigte überhaupt zu umgänglichen Sitten. Die derbe Ausdrucksweise ihrer Schwiegermutter war ihr oft peinlich, besonders in Gegenwart von „Fremden“. Mrs. Miniver wandte diplomatisch ein: „Es wird natürlich auch Leute geben, die behaupten, daß Hopfen ebenso gefährlich sei wie Munition; ich meine die Abstinenzler.“

„Ach – die!“ rief die alte Mrs. Iggulsdens mit königlicher Verachtung. Beinahe rachsüchtig streifte sie eine Handvoll Hopfenköpfchen ab; sie fielen lautlos in den halbvollen Kasten, leicht, weich und gespenstisch – ein Dutzend abgehauener, kleiner Abstinenzler – Köpfe.

Da ertönte der wohlbekannte Ruf des Einsammlers, der wieder und wieder die Runde machte, um den gepflückten Hopfen aus den Kästen in seinen Zehn-Scheffel-Sack zu sammeln.

„Haltet den Hooop-fen bereit! Haltet den Hooo-oopfen bereit!“

Durch diesen Ruf auf sein Kommen vorbereitet, hörten sie zu pflücken auf und machten sich daran, all die Blätter, Stengel und Halme, die aus Versehen in die Kästen gefallen waren, herauszulesen. Diese Arbeit liebten die Kinder am meisten; denn man mußte sich dabei weit über den leinwandgefütterten Hopfentrog lehnen und die Arme bis zu den Ellbogen in die flaumige, goldgrüne Masse vergraben.

Die Rolle des Einsammlers spielte in diesem Jahr Tom Iggulsden selbst und unterbrach für dieses Amt das Rankenschneiden; sein Gehilfe war Vin; er mußte den großen Sack offenhalten.

Sobald die beiden herantraten, hielt jeder-mann mit der Arbeit inne und versuchte zu schätzen, wieviel Scheffel sich im Kasten befanden.

„Zwölfe, glaube ich“, sagte Mutter Iggulsden.

„Fünfzehn...“, rief Judy hoffnungsvoll. Aber Tom schöpfte den ersten Korb voll in den Sack und erklärte: „Dreizehn.“ Und dreizehn Scheffel waren es dann auch wirklich.

Es tat gut, einen Augenblick auszusetzen, den Rücken aufzurichten und die Finger zu strecken. Seit dem Mittagessen hatten sie tüchtig geschafft, mit dem mühelosen Fleiß, der sich bei der Arbeit in netter Gesellschaft einstellt, in angenehmer Umgebung und bei sichtbar fortschreitendem Erfolg. Es ist wie beim Stricken: man kann nicht aufhören, ehe man noch eine Reihe abgestrickt – oder noch eine Ranke abgepflückt hat. Es ist aber auch so, als sähe man an einem stillen Tag dem Meer zu: die weiche, grüne Flut steigt langsam die braunen Klippen des Kastens hinan.

Die alte Mrs. Iggulsdén langte unter ihr Taburett, holte eine Flasche hervor und tat einen tiefen Zug.

„Aber Mutter...!“ flüsterte ihre Schwiegertochter in qualvoller Verlegenheit.

„Hopfen von außen braucht Hopfen von innen“, erklärte die Alte vergnügt, „wahr oder nicht, Mrs. Miniver?“ Sie wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab. Ihre Finger, knorrig wie alte Wurzeln, mit denen sie immer noch eine Hopfenranke schneller als alle anderen

ablesen konnte, waren dunkel gefleckt von Saft und zerkratzt von den rauhen, zähen Stengeln. Die anderen waren ebenso zugerichtet, bis auf einige, die nicht zu stolz waren, um Handschuhe zu tragen. Doch wenn auch die Handschuhe gegen Flecke und Kratzer schützen konnten, so gab es doch keinen Schutz gegen die Schläfrigkeit, die am Ende eines langen Pflücktages mit fast unwiderstehlicher Gewalt alle bis auf die Kräftigsten überfällt. Diese Schläfrigkeit scheint nicht nur vom Duft des Hopfens herzukommen. Es ist eine beinahe sichtbare Ausdünstung, süß und doch angenehm scharf, betäubend und doch anregend, die das Denken in einen grüngoldenen Nebel hüllt.

„Wo ist Toby?“ fragte Mrs. Miniver plötzlich. Niemand wußte es.

„Hab seit dem Essen nix von ihm gesehen“, erwiderte Mutter Igguldsen, „wird wahrscheinlich drüben sein, mit Molly am Kasten.“

Doch er war nicht an Mollys Kasten und auch an keinem anderen. Mrs. Miniver war immer etwas unruhig wegen der nahen Fahrstraße, also machte sie sich auf die Suche nach Toby.

Es war erstaunlich, wie schnell man in den schmalen Laubgängen den andern aus dem Blickfeld kam. Kurze Zeit noch folgten ihr die Stimmen, die breiten Vokale, die scharfen Konsonanten, die den unvergänglichen Klang der Mundart von Kent ausmachen. Doch ein paar Gänge weiter – und sie konnte niemanden mehr hören oder sehen. Sie war allein in einem stillen, wohlgeordneten Dschungel, der die Form eines vielstrahligen Sternes hatte. Sooft sie innehielt um nach Toby zu rufen, fand sie sich am Schnittpunkte von acht grünen Alleen. Von den Wurzeln jeder einzelnen Pflanze waren vier Schnüre nach oben und nach außen gespannt und am Spalierdraht, der über sie hinweglief, befestigt. Um jede Schnur wanden sich, der Sonne folgend, zwei Ranken empor. (Und warum, im Namen der unerforschlichen Vorsehung, schlängelt sich Hopfen immer der Sonne nach, während spanische Bohnen dem Schatten zu kriechen?)

Da ihre Rufe unbeantwortet blieben, ging sie wieder zu den Pflückern zurück. Und dort, gerade weit genug vom letzten Hopfentrog ent-

fernt, um unbemerkt zu bleiben, lag Toby fest eingeschlafen auf einem Haufen von Säcken, eine blätterreiche Ranke quer über sich: ein kleiner, rosiger Bacchus mit saftbeschmierten Händen.

Mrs. Miniver lächelte und deckte ihn mit einem leeren Sack zu. Man brauchte ihn nicht zu wecken, bevor es Zeit war, heimzugehen.

„Gefahr tut not...“

Starlings,
den 25. September 1939.

Liebste Susan,

Danke für Dein langes Schreiben. Ich habe am Tag vor dem Kriegsausbruch einen Brief an Dich begonnen, aber bis heute abend fand ich nicht die Zeit, mich hinzusetzen und ihn fertig zu machen. Als ich eben jetzt den Anfang wieder durchlas, kam es mir vor, als hätte ein Fremder ihn geschrieben, so sehr hat sich die Einstellung in den letzten Wochen geändert. Da habe ich den Wisch zerrissen.

Du sagst, ich solle Dir Tatsachen und Gefühle berichten. Nun gut, zuerst also die Tatsachen, das geht leichter. Clems Flack-Batterie ist in einer Mädchenschule einquartiert. Er schreibt köstlich amüsante Briefe. Natürlich sind die Schülerinnen fort, aber die Klassen-

bücher mit den Schulchroniken sind noch da. Clem findet, dies sei eine faszinierende Lektüre. Bis jetzt lautet seine liebste Eintragung: „Monika wird endlich ehrbar.“ Augenblicklich aber ist er in eine Chronik aus dem vorigen Krieg vertieft, über eine Turnlehrerin, die ein verkleideter Spion war, chiffrierte Nachrichten auf Tennisbälle schrieb und sie in die Nordsee warf. Clem sagt, es sei so spannend, daß er kaum erwarten kann, es zu Ende zu lesen. Er sammelt auch die Aufschriften an den Wänden, die alle von rührender Harmlosigkeit sind. Zum Beispiel: „Gweny T. ist ein großes Schwein“ oder: „Molly F. ist ein Faultier“. Dann eines voll vornehmer Schlichtheit: „Ich glaube, Gweny T. ist die widerlichste Person, die ich kenne.“ Und eines in Form einer Gleichung: „Violet W. + Gweny T. = Herzens-Schätzchen... Ha! ha!“ Clem schrieb, er sei ganz erleichtert, daß sich schließlich doch noch jemand gefunden habe, der die arme Gweny T. gern hat.

Die Kinder sind natürlich hier in Starlings und verbringen eine himmlische Zeit, zusammen mit unsern wilden und reizenden, kleinen

Evakuierten. Mrs. Downce bewährt sich glänzend. Ich hatte schon gefürchtet, sie würde mit sauertöpfischer Miene herumlaufen – aber keine Spur davon. Ehrlich gestanden, ich glaube, sie ist entzückt, ein paar Cockney-Stimmen im Hause zu hören. Das gibt ihr ein heimatliches Gefühl, nach den fünfundzwanzig Jahren im dunkelsten Kent. Beim Empfang der Kleinen machte sie ungefähr ein Gesicht wie Stanley, als er Dr. Livingstone im wildesten Afrika begrüßte.

Ellen (gegenwärtig unsere Inkarnation des kosmischen Prinzips eines Stubenmädchens, Nachfolgerin von Gladys, die geheiratet hat,) ist auch hier und hilft Nannie und Mrs. Downce. Mrs. Adie ist in London und schläft in der Küche, um nicht bei jedem Fliegeralarm erst hinunterkriechen zu müssen. „Ach, Madam“, sagte sie zu mir mit einem bitteren Lächeln, „nie hätte ich gedacht, daß ich noch einmal froh sein würde, daß ich Sie nicht überreden konnte, in eins von den modernen Häusern ohne Sou-terrain zu übersiedeln, wo die Küche über der Wohnung ist. Unser HERR“, fügte sie feierlich

hinzu, „scheut wahrhaftig keine Mühe, um uns zur Vernunft zu bringen!“ Damals hat mich dieser Ausspruch belustigt, und ich sandte Clem eine Buntstift-Zeichnung von Gewehren, Tanks und Flugzeugen, die Europa überfluten; und oben, in der rechten Ecke ein joviales, bärtiges Gesicht in Wolken, das die Operationen lenkt, links unten eine bußfertige Mrs. Adie. In den letzten vierzehn Tagen aber begann ich zu fühlen, (N. B., jetzt sind wir bei den Gefühlen angelangt,) daß sie vielleicht doch recht haben mag. Wie Du weißt, hat sie die echt schottische Begabung, Phrasen zu prägen, und es ist ganz erstaunlich, wie oft sie damit die Wahrheit trifft.

Es ist nämlich so, daß wir augenblicklich alle so erfüllt vom Geist eines Kreuzzuges sind, so überzeugt von der Niedertracht dieser fremden Regierung, gegen die wir kämpfen, (gottlob heißt es diesmal nicht: das Volk, gegen das wir kämpfen!) daß wir ein wenig dazu neigen, unsere eigenen früheren Dummheiten zu vergessen. Weil wir jetzt Kreuzfahrer sind, dürfen wir der Tatsache gegenüber nicht blind sein, daß wir, – wie Badger sagen würde, – Ameisenigel waren.

Ich weiß bereits hundert Gebiete, auf denen der Krieg uns „zur Vernunft gebracht hat“. Aber es sollte kein Krieg notwendig sein, damit ein Volk seine Trottoirränder weiß malt, Schlußlichter an den Fahrrädern anbringt und die Kinder aus den Slums zur Erholung aufs Land schickt. Und es sollte kein Krieg notwendig sein, damit wir in den Autobussen miteinander sprechen, damit wir selbst unsere Abendunterhaltungen erfinden, einfach leben, sparsam essen, die Nützlichkeit unserer Beine entdecken und früh genug aufstehen, um den Sonnenaufgang zu erleben. Nun, zu alldem war schließlich doch ein Krieg notwendig. Und damit ist so ziemlich das härteste Urteil über unsere Zivilisation gesprochen.

Ich frage mich, ob es wohl zu optimistisch sei, zu hoffen, daß wir später, wenn all das Schreckliche vorüber ist, die Gefühle dieser ersten Wochen wieder heraufbeschwören können. Zu hoffen, es möge uns gelingen, unsere Friedenswelt so aufzubauen, daß jener Teil des Krieges, der wert ist, bewahrt zu werden, auch wirklich bewahrt wird.

Was wir brauchten, das ist ein abstraktes Kriegsmuseum, in dem wir, anstatt veraltete Uniformen in Glasschränken anzustarren, auf einen Zauberknopf drücken könnten, um eine Vision von uns selbst zu erblicken, so wie wir waren, als diese Zeit der Erkenntnis mit voller Kraft und Frische auf uns wirkte. Ich weiß, das klingt töricht, und solche Zauberknöpfe gibt es nicht. Was ihnen wohl am nächsten kommt, sind, wie ich glaube, Gedichte und Artikel – und sogar Briefe und zufällige Aussprüche, – Funken, die eine solche Zeit aus den Menschen schlägt. Schreibe darum so viele Briefe wie Du irgend kannst, Susan, ich bitte Dich! (Mir, wenn Du magst, jedenfalls aber irgend jemandem.) Bewahre auch die Briefe auf, die Du erhältst und notiere Dir alles, was Du siehst oder hörst. Das wird später einmal dazu beitragen, den tragischen, herrlichen, Augen-öffnenden Geist dieser Zeit festzuhalten, damit wir ihn dazu gebrauchen können, etwas Besseres aufzubauen. Natürlich ist es möglich, daß wir gar keine Gelegenheit mehr haben werden, überhaupt etwas aufzubauen. Kommt aber diese Gelegenheit und wir

nützen sie nicht aus, dann wird uns – dessen bin ich ganz sicher – nie mehr eine nächste geboten werden.

Wie immer in schweren Zeiten bin ich auch diesmal wieder bei meinem Lieblingsdichter Donne angelangt. Schade, daß die Pfarrer ihre Texte nie aus einem andern Buch als aus der Bibel wählen. Sonst könnten sie eine ganz große Predigt für die heutige Zeit aus Vers 16 von Donnes *Litanei* machen, der beginnt: „Gefahr tut not...“

Lies es doch einmal durch, ich weiß, Ihr habt in der Bibliothek von Quern ein Exemplar, in dem kleinen Regal, gleich links neben dem Kamin.

Es umarmt Dich in Liebe stets Deine
Caroline.

Ende

40

2326